

Die Nachtwache

Roman

von

Bruno Franke

Heidelberg 1909

Carl Winters Universitätsbuchhandlung

Willy Spener gewidmet.

Im Eisenbahnwagen war schon Licht angezündet, allein es herrschte eine trübe Halbhelligkeit, weil die Gasflamme mit der Abenddämmerung draußen zu kämpfen hatte.

Von den beiden Reisenden lehnte der eine, der noch nicht lange eingestiegen, ein älterer, bärtiger Herr, geschlossenen Auges in seiner Ecke; er trug einen Jagdanzug aus grauem Rodenstoff, neben ihm stand, in Leder gehüllt, die Flinte.

„Gleich wird er wieder aussteigen,“ dachte Hermann Urlus, und er schloß gleichsam eine Wette gegen sich selber ab, daß der Herr mit dem grauen Schnurrbart nicht länger als eine einzige Station noch sein Reisekamerad bleiben werde.

„Ein Fabrikbesitzer aus der Gegend, ganz ohne Zweifel. Hat er etwas geschossen?“ Hermann sah nach der Jagdtasche. „Die Leute treiben hier Spielwarenindustrie. Es gibt auch ein Theater in . . . in . . . stimmt, natürlich gibt es ein Theater: Operette, Lustspiel, neueres

Schauspiel.' Er lächelte vor sich hin, machte aber sogleich eine hastige Bewegung mit dem Kopf, wie um aufsteigende Gedanken zurückzusehen.

Der Zug hielt, setzte sich langsam wieder in Bewegung; draußen glitt, schwach noch erkennbar in Farben und Linien, die mitteldeutsche Landschaft vorbei, wellige Hügel, weite, stoppelbedeckte Kornfelder, niedere Kirchen, kuppelig getürmt.

Im Westen wurde der Himmel mit einem Mal brennend rot und blieb eine Weile so, dann kamen violette Streifen in den Scharlach, endlich zeigte sich eine dunkle Färbung, fast wie ein tiefes, sattes Grün. Hier und dort hoben sich Gestalten hastiger Abendwanderer, winzig und deutlich, gegen die leuchtende Mauer ab; einmal erschien ein Gespann, das sich ausnahm wie vom Sturm vorwärts gepeitscht, an der äußersten Grenze der Welt hinjagend, es war aber ein windstiller Septemberabend, und die Pferde trabten gemächlich auf der glatten Straße nach Thalheim.

In Thalheim stieg der Jäger aus, und dann hatte Hermann ein lebhaftes Gespräch mit dem Schaffner, ja mehr eine erregte Auseinandersetzung als ein Gespräch, denn es wollte ihm durchaus nicht einleuchten, daß er sich im

Fahrplan geirrt habe. Schließlich mußte er jedoch glauben, daß die nachts fahrenden Züge mit unterstrichenen Ziffern kenntlich gemacht werden, und es ergab sich für ihn die Notwendigkeit, unterwegs noch einmal Quartier zu nehmen, in einer mäßigen Stadt, von der man vielleicht noch eine Stunde entfernt war.

Er nahm, allein geblieben, aus dem Netz zu seinen Häupten ein kleines, in rotes Leder gebundenes Büchlein herab, rückte näher ans Licht und versuchte zu lesen. „Wundervoll,“ sagte er nach ein paar Minuten vor sich hin, und machte das Buch wieder zu, „ganz wundervoll, aber kein Deutsch, Herr von Kleist.“

Er dachte: „es ist wirklich zu dumm, daß ich heut nicht mehr nach Seefried kann. Dies erwünschte Kreuzungsnetz! Die Thür nach dem benachbarten Coupé ging auf. Eine wohlgewachsene Dame, ganz in hellbraune Seide gekleidet, kam herein und verschwand in der anderen Richtung.

„Hallo, was für Schultern! Wahrscheinlich sind Sie allerdings nicht mehr ganz jung, gnädige Frau . . . Wie gut Sie es haben: sicher dürfen Sie im Zuge sitzen bleiben und fahren mit ungeheurerer Geschwindigkeit durch die Nachtgen Süden. Um halb elf wird ein Schlafwagen angehängt, der Schaffner bekommt sein Trinkgeld, dann schließen Sie ab, holen zwei

reizende Pantöffelchen aus der Handtasche, sowie ein Nachthemd von Battist, verhängen die Lampe, legen mit bedeutender Vorsicht Ihren zierlichen kleinen Revolver neben sich hin und schlüpfen unter die rote Wollendecke, welche ein Eigentum des preussischen Staates ist. Vielleicht wachen Sie erst in Karlsruhe auf, gnädige Frau, vielleicht schon in Friedrichsfeld, woselbst ein unverhältnismäßiger Lärm auf dem Bahnhof herrscht . . .‘

Die Dame kam zurück, zeigte ein ziemlich gewöhnliches und in der That schon sehr verblühtes Gesicht und verabsäumte nicht, dem einsamen Herrn einen heftigen Blick zukommen zu lassen. Der ließ sie ungerührt vorbeiziehen, machte dann den Kohlhaas wieder auf und las die Vernichtung der Tronkenburg. ‚Immerhin‘, dachte er, ‚immerhin, dies soll der Teufel besser machen . . .‘

Und hier glitt es fast wie ein Schatten von Betrübnis über sein Gesicht.

Lichter blinkten auf, der Zug ging unruhig über Weichen, bremste schleifend und hielt. Hermann sah durchs Fenster nach einem Gepäckträger aus, nahm schließlich seine Tasche selbst in die Hand und verließ Wagen und Bahnhof.

Draußen bestieg er einen burgähnlich hochgetürmten, alten Hotelomnibus, den ein mageres Pferdchen ziehen sollte, und ließ sich ein paar hundert Schritt weit übers Pflaster fahren.

Im Zimmer kühlte er Gesicht und Hände und trat in die Gassen hinaus, als es neun Uhr von den Thürmen schlug.

Er zog die Handschuhe an, steckte seine Hände in die Manteltaschen, bog um die nächste Ecke und ging ein krummes Gäßchen hinunter.

Es herrschte die Stille der Nacht, und nur zwei Laternen brannten.

Unter der ersten, bei einer niedrigen Hausthür, stand mit einem Bäckergelesen ein Mädchen in langer blauer Schürze.

Eine von den langen Schürzen war es, die so hoch unter der Brust ansetzen, daß sie dort einen Bausch bilden; der Wind fängt sich darin, wenn das Mädchel über die Gasse springt. Gefährliche Schürzen, gefährliche!

Nachdenklich lächelnd blickte er im Vorübergehen auf die Beiden hin.

„Ja, guck nur,“ sagte eine männliche Stimme halblaut, als er vorbei war; es klang spöttisch und selbstbewußt, und das Mädchen kicherte.

Hermann spürte eine Art von Unsicherheit; er wurde sich seiner modischen und korrekten Kleidung in unangenehmer Weise bewußt, obgleich ihn doch niemand sah oder so gut wie niemand. Und beinahe hätte er einen bösen Fehltritt getan, denn das Pflaster war aus runden Steinen zusammengesetzt und hatte heimtückische Löcher.

Als er aber vollends um die Krümmung der Gasse kam, tauchte ein durchbrochener Kirchturm vor ihm auf, durch welchen der Mond schien.

In diesem Augenblick klang etwas in seinem Innern, er fühlte einen warmen Schmerz in der Brust, und was er empfand, formte sich in unbegreiflicher Weise zu den Worten: „Tage der Jugend, wie seid ihr so weit!“

O, es wären banale Worte, Worte, die ganz einfach jeder sagen konnte, vielleicht eine nebensächliche Erinnerung — Hermann wußte das nicht. Sie drangen aus seinen Schritten in der stillen Gasse, die Worte und eine simple Melodie, und wenn er den Stock aufsetzte, fügte sich der metallische Klang mit ein.

Hermann stand still, nahm den Hut ab und atmete tief auf.

„Erholen muß ich mich, erholen von der Angst,“ dachte er. „Alles wird wieder gut, alles, alles . . . Was wollen zwei Monate sagen? — Es ist ja ganz lächerlich.“

Nicht weit von ihm klappte unvermutet ein Fensterladen. Ein eiserner Riegel wurde ins Steinwerk gestossen. Er ging weiter, wie fortgeschleicht.

Ein schmaler Durchgang kam, ein Gäßchen zwischen zwei glatten Mauern, dann stand er an einem Wasserlauf.

Gegenüber, auf der anderen Seite des Wassers, lagen im schwachen Mondschimmer die Häuser terrassenförmig übereinander. Erhellte Fenster spiegelten sich im Kanal. Von hinten aufragend schien eine Burg das Gewirr zu beherrschen; Türme erhoben sich und lichtlose Mauern.

Hermann nahm Platz auf einer kleinen Bank, die unbequem war und ohne Rückenlehne. Er dachte plötzlich an Prag, mit dem Schloß auf seinem einen Ufer, und zugleich lächelte er belustigt über den Vergleich. Irgendwie fiel ihm ein Gespräch ein, das er in einem Nest auf der Reise nach Prag mit einem böhmischen Mädchen geführt haben mußte. Er war damals Student, allein in seinem Reisefack steckte ein Schreibbüchlein mit schwarzer Leinwanddecke, und dieses schwarze Buch enthielt seine Sonette.

Er dachte, während drüben ein Lichtlein nach dem andern ausging: „ich war, glaube ich, damals in dem Wahn befangen, ein besonderes oder edles Gefühl lasse sich nur in einem Sonett ausdrücken. Sonderbar. Wie waren sie unbeholfen, diese Sonette! Wie klapperten die Reime, nun, es ist ja auch schwer, immer die Reime zu finden, und wenn man vollends an die künstliche Verschränkung denkt! . . .“

Er lachte und versuchte das Gedichtchen wieder zusammenzubringen, versuchte sich das

Mädchen wieder vor die Augen zu stellen, auch seine Prager Wohnung und die ganze Zeit vor tausend Jahren.

Ja, tausend Jahre waren es; Theaterproben hatte er seither geleitet, er hatte tausend Jahre lang Theaterstücke geschrieben in einer hellen und lauten Stadt, hatte Umgang mit tausend gleichgültigen Menschen gehabt und war nachts mit ihnen zusammengesessen, während hier der Mond auf das alte Gemäuer schien. Und er dachte: ‚hätte ich nicht Guido gehabt — es wäre nicht viel an dem ganzen Getriebe zu verlieren gewesen.‘

Indigniert und melancholisch erhob er sich und suchte so rasch wie möglich das elektrische Licht der Hauptstraße zu gewinnen. Hier standen neue, feste Steinhäuser, hier das Hotel zum Wilden Mann und vermutlich noch andere, vermutlich das Postamt . . .

Da er noch nicht schlafen gehen mochte, trat er unten ins Restaurant. Es war ein ungemütlicher, billig eleganter Raum, so grell erleuchtet, daß Hermann beim Hereinkommen seine Augen zudrücken mußte, welche noch an das Dunkel gewöhnt waren. In einer Ecke nahm er Platz, nahe bei den Billardtischen, an deren einem zwei junge Leute die Kunst übten. Hermann bemerkte, daß es ungleiche Spieler waren und es berührte

ihn peinlich, daß der geschicktere der beiden, ein blonder junger Mann, der seinen Rock abgelegt hatte, sich gegen den unterliegenden nicht rücksichtsvoll, sondern ein wenig höhnisch betrug. Allerdings spielte der auch wie ein Mädchen, er hielt den Stock so zaghaft, als fürchte er ihn zu zerbrechen und stieß nach jedem Mißerfolg ein klagendes, entschuldigendes Lachen aus.

Während der geschickte junge Mann eben dabei war, eine Serie durchzuspielen, wobei er in bewunderungswürdiger Weise die Bälle zusammenzuhalten wußte, trat plötzlich ein Herr in einem grauen Reiseanzug zwischen das Billard und den einsamen Zuschauer und streckte Herrmann beide Hände hin.

Der sprang auf und lag an der Brust des Fremden, zum tiefen und mißbilligenden Erstaunen aller Herrschaften rings herum. Er schien vollkommen fassungslos vor Freude und rief unverständliche und wilde Worte.

Ein alter Herr am Nebentisch legte hörbar beide Fäuste auf die Marmorplatte, lehnte sich hintenüber und blickte seine Frau sprachlos aus erstarrten Augen an. Der Serienspieler stellte das Queue fort und stemmte beide Arme in die Seiten; ein junges Mädchen deutete schüchtern und wehmütig auf ihre Stirn.

„Ach, mein Junge, mein alter Junge!“

sagte Hermann endlich. „Was ist es für ein Glück, daß ich keinen Fahrplan lesen kann. Aber du? Hast du etwas geahnt?“

„Nein,“ sagte der Herr im Reiseanzug und gab seiner Stimme einen betäubten Klang. „Mich hat Emmanuel Fuchs hierher geführt.“

„Wer?“

„Emmanuel Fuchs, Literat, Verfasser interessanter Schriften. Steigt in Verona ein und läßt mich nicht mehr los. Läßt mich einfach nicht mehr los. Ein einziges Mal hat er in Berlin mit mir gesprochen. Und nun — nichts zu tun. Grobheit nimmt er für gute Witze, Ironie versteht er nicht. Ich kann ihn doch nicht im Speisewagen mißhandeln!“

Hermann lachte. „Ich weiß. Ein qualmendes Licht, dieser Herr Fuchs!“

„Ah, du kennst ihn?“

„Ganz flüchtig. Na, jetzt bist du nicht mehr allein. Gegen zwei — was will er da machen?“

„Dann kennst du ihn eben doch nicht. . . . Stell dir vor: zwei Minuten vor der Station hier erkläre ich, ich müsse aus dem Zug heraus, morgen früh die Stephanskirche besichtigen, obgleich ich natürlich nicht weiß, ob's eine gibt. Und Adieu denn und glückliche Reise. . . ! Ja, das träfe sich herrlich, sagt er, die Stephanskirche sei schon lange sein Traum.“

„Und dennoch Segen über ihn! Zwar arg muß er sein, wenn du's die paar Stunden bis Berlin nicht mehr ausgehalten hast.“

„Nein, nein, ich muß der Jury wegen nach Kopenhagen, und wer kann wissen, ob er nicht mitfährt. Er hat schon angefangen, vom Tivoli zu schwärmen, das ist verdächtig.“

Sie standen sich noch immer gegenüber, jeder auf eine Stuhllehne gestützt, und während all dem, und während sie sich noch weiter über Woher und Wohin Auskunft gaben, und sich scherzweise Vorwürfe machten über ihr brieffaules Wesen, brannten, unter all den herstarrenden Menschen, zwei leuchtend helle Augen freudig in Hermanns großen tiefgrauen und diese in jenen.

„Mein alter Junge,“ sagte Hermann wieder aus dem Gespräch heraus und hielt seine Hände hin . . .

Er lachte etwas rauh und unbegründet, wie man lacht, wenn eine aufsteigende Rührung vertrieben werden soll.

Guido sagte: „Und jetzt müssen wir in Teufels Namen nach den Bonzen sehen.“

Das war nicht nötig. Emmanuel Fuchs stand bereits seit geraumer Zeit hinter ihnen und beobachtete mit einem entzückten Ausdruck im Gesicht diese Unterredung. Von Zeit zu Zeit machte er heftige Bewegungen, die seine Ergriffen-

heit ausdrücken sollten; einmal schneuzte er sich diskret, denn trotz allem wurde ihm die Sache langweilig. Er dachte übrigens nicht daran, die vernommenen Liebenswürdigkeiten und des Malers letzten Stoßseufzer übel zu vermerken, sondern fiel, sobald Gelegenheit dazu war, den wehrlosen Hermann Urlaub mit wild enthusiastischen Deklamationen an.

Hermann blieb steif und vermochte sich das Beisammensein, an welches Herr Fuchs ausgiebig erinnerte, nur mit genauer Mühe ins Gedächtnis zu rufen. Als aber nichts half, sagte Guido, unendlich sanft und in einem abscheulichen Tonfall, den er eigens für Herrn Fuchs erfunden zu haben schien: „Nun sehen Sie, Fuchs, Urlauben kennen Sie in- und auswendig, mich haben Sie von Verona ab andauernd studieren können; wir beide aber haben uns seit achtzehn Jahren — hier lächelte er bieder — seit achtzehn Jahren nicht gesehen. Was denken Sie? Wie wärs? . . .“

Herr Fuchs, der während dieser Rede abwechselnd bleich und rot geworden war, gab zunächst keine Antwort, ließ einige Minuten verstreichen, sagte aber dann, sich liebenswürdig an den Kopf greifend, als komme er auf einen ganz besonderen und originalen Einfall: „Aber bin ich denn ganz . . .? Die Herren haben sich doch ohne Zweifel längere Zeit nicht gesehen? Und

ich dränge mich da als Dritter in die Stunde, da zwei erlauchte Geister . . .“

„Schlafen Sie wohl, Herr Fuchs,“ antwortete Guido. „Aber schlafen Sie wirklich!“

„Ach, ja, die Nerven, die entseßlichen Nerven,“ sagte Herr Fuchs und tat, als hörte er eitel Teilnahme aus der Grobheit des Malers, „ohne Veronal geht es kaum mehr, das Schlafen.“ Er griff seufzend nach der Stirn. „Es ist der Fluch der Künstlerchaft,“ fuhr er fort und machte fast Miene, sich wieder zu setzen. „Sie zehrt uns auf . . .“

„Schlagen könnte man so etwas,“ sagte Guido, als er endlich fort war.

„Ja, aber nun komm!“ Hermann nahm seinen Arm. „Wir suchen uns irgend einen stillen Winkel, wo man miteinander reden kann.“

„Auf dem Zimmer oben meinst du, ist es nichts? Zwar das meine ist ziemlich klein, aber vielleicht bei dir? Wir können uns noch etwas hinausbringen lassen.“

„Es riecht so muffig. Gehen wir lieber ein bißchen.“

Sie brachen auf und schlugen zusammen den Weg ein, den Hermann allein gegangen war: die krumme Gasse hinunter, um die Ecke, wo man den Kirchturm sah, zwischen den Mauern hindurch ans Wasser.

Der Mond war jetzt hinter Wolken ver= steckt, aber alle Sterne schienen. Ein geländer= loser Pfad führte am Ufer entlang, sie mußten erst behutsam hintereinander gehen, dann wurde der Weg besser und breiter.

„Das wäre zum Beispiel die Fischerlust,“ sagte Guido und machte an einem schlecht be= leuchteten Torweg Halt. „Sieh da, wir können auf der Veranda sitzen.“

„Es wird zwar gleich elf Uhr sein,“ sagte Hermann.

„Wegen der Kühle? wir sind ja einge= wickelt.“

Guido drehte sich nach der Wasserseite herum. „Das liegt hübsch da drüben. Sieht ja fast aus, wie der Gradschin, wenn man auf der an= deren Seite steht.“

Hermann fuhr ein wenig zusammen und betrat den Torweg.

„Ja, mein Gott, es war natürlich wieder schön da unten,“ sagte der Maler, als sie viel= leicht eine halbe Stunde miteinander gesprochen hatten. „Schön wie immer — aber wie immer auch einigermaßen entmutigend. Wenn unser= einer aus der Uffizien herauskommt, hat er jedes= mal ein katzenjämmerliches Gefühl. Wozu eigent= lich noch? fragt man sich, und möchte Anstreicher werden.“

Sie hatten ein Windlicht zwischen sich stehen, eine Flasche und dickrandige Gläser.

Aus den Bäumen des kleinen Wirtschaftsgartens hinter ihnen erhob sich schwerfällig ein ziemlich großer, dunkler Vogel und strebte flügel-schlagend über das Wasser der Burgseite zu.

„Und dann,“ fuhr der Maler fort, „man bekommt die Geschichte doch furchtbar leicht satt, vollends wenn man im Sommer drunten sein muß.“

„Ich finde,“ sagte Hermann abwesend, „im Sommer ist es angenehmer — keine Fremden.“

Guido sah ihn scharf an. „Was hast du eigentlich, mein Junge?“ fragte er. „Du gefällst mir heute durchaus nicht besonders, das kann ich dir versichern. Ubrigens — du wirst in Seefried ja Fräulein Blanche Findeisen treffen, eine junge Dame, sehr geeignet, Mißstimmungen zu verschleppen.“

„Wen?“ fragte Urlus, ohne großes Interesse. „Und was hat das Frauenzimmer für einen sonderbaren Namen?“

„Blanche und Findeisen, jawohl; ich gebe zu, Barbara wäre passender. Aber man müßte das mit den Eltern ausmachen. Sie selbst ist sehr nett, wenigstens war sie's vor einem halben Jahr. Braune Haut, blaue Augen . . .“

Hermann lächelte. „Eigentlich weiß ich nicht genau, warum du mir das erzählst. Ich

werde natürlich mit dem Gefühl in Seesfried ankommen, als habe ich da nichts zu suchen als diese Blanche. Und ich suche doch nur Ruhe und meine liebe Gesundheit. Wirßt du deine Erzählung verantworten können?"

Dann fügte er hinzu: „Wo hast du sie übrigens kennen gelernt?"

„Eine Frage von sehr viel Welt, mein alter Junge," sagte Guido lachend. „So gefällst du mir schon bedeutend besser. Nun, sie ist einmal zu mir aufs Atelier gekommen, um mir zu sagen, daß ihr eins meiner Bilder gefällt."

„Ach so," sagte Hermann enttäuscht. „Sie ist zu dir aufs Atelier gekommen!"

„Bitte — bitte!" Der Maler hob seine Hand, welche im Kerzenlicht schön gegliedert, aber ein wenig verwildert anzuschauen war, „bitte, sie kam geradenwegs aus der Galerie, glühend und wie im Sturm. Weißt du, sie hatte da meinen ‚Bildhauer‘ gesehen; es ist der Mann, der vor seiner kleinen Thonfigur auf den Knien liegt, aus der offenbar nichts mehr wird. Du erinnerst dich vielleicht?"

„O ja."

Hermann stieß die Worte in einem so veränderten, kenchenden Ton hervor, daß Guido das Windlicht ergriff und dem Freunde erschrocken ins Gesicht leuchtete. Der hatte den Mund fest

zusammengepreßt; seine Augen waren gewaltsam weit offen und die Flächen seiner Wangen zitterten leicht. Er sah gar nicht mehr aus wie ein Mann von vierzig oder zweiundvierzig Jahren, sondern vielleicht um zwanzig Jahre älter.

„Was hast du denn?“ fragte Guido, der noch nichts begriff. „Nun? Du wirst jetzt die Freundlichkeit haben, mir alles zu erzählen.“

Er setzte den Leuchter wieder hin und faßte nach Hermanns Händen, von denen die Handschuhe nicht abgestreift waren.

„Es ist nichts,“ sagte Hermann leise. „Erzähl nur weiter!“ Seine Rechte umklammerte fast krallend Guidos Hand, und er atmete mühsam.

„Ich kann nämlich nichts mehr arbeiten,“ sagte er dann in einem sehr trockenen, gleichsam erklärenden Ton; „ich bin fertig.“

Nach einer Stille raffte sich der Maler auf und sagte: „Du bist natürlich überanstrengt, und es ist außerordentlich vernünftig, daß du an einen ganz stillen Platz gehst. Du wirst sehen . . .“

„Ich bin gar nicht überanstrengt,“ sagte Hermann. „Mir ist zu Mut, als sei mein Ich sehr, sehr krank und ich halte Wache am Krankenbett, aber ohne Hoffnung.“

Dies überhörte der Maler. „Mein Gott,“ rief er, „das weiß doch jeder, der etwas schafft, daß es mit Flut und Ebbe seine Schwierigkeiten

hat. Wenn ich Kleines mit Großem vergleichen darf — und hier lachte er liebenswürdig und ermunternd — was denkst du, wie es mir gegangen ist, so früher, in der Münchener Zeit hauptsächlich? Weißt du, es war damals, als durchschnittlich jeden dritten Tag ein Pumptelegramm bei dir einlief. Ich wußte ganz genau, du hattest auch nichts, aber es war mir eine tiefe Befriedigung, dich wieder einmal eingeweiht zu haben. ‚Böse Lage,‘ ‚grimelige Pleite,‘ ‚geradezu Hungersnot,‘ das wiederholte sich so; du hattest eine ganze Sammlung von Formularen. Einmal kamen aus Montreux fünfzig Mark von dir, telegraphisch, mit einem wunderbaren Begleittext: Wir haben im Petits-Chevaux hundert Franken gewonnen. Dieses ‚Wir‘ . . .“

Hermann hatte mit einem trüben Lächeln zugehört.

„Doch furchtbar, furchtbar lang her, diese Geschichten . . .“ sagte er.

„Ja, was ich erzählen wollte, damals in München . . .! Wie oft habe ich da den Pinsel weggeworfen und bin vor der Staffelei hingefallen und habe geheult. Ziemlich so wie mein Bildhauer, dem das vor seinem verpfuschten Thonbildchen passiert.“

„Ja, ja,“ entgegnete Hermann, und es klang nicht als sei er getröstet. „Du bist gut zu mir

wie immer, und es ist das einzige Glück für mich, mit dir zusammen zu sein, — aber meinst du wirklich, du könntest mit deinen witzigen Reminiszenzen das wegwischen, was sich bei mir in monatelangem schrecklichem . . . also: monatelang mit solcher Sicherheit festgesetzt hat? Mit dem Sturm der Erfindung ist es vorbei, und auch, wenn ich versuche, bedächtig und im Schritt mich vorwärts zu kombinieren, geht die Sache lahm. Sagen wir: das Maschinchen läuft noch, weil es früher einmal tüchtig im Gang gewesen ist, aber ich kann dir versichern, das Werk steht ganz still.“

Guido war offenbar unterbrochen worden; er fuhr deshalb fort zu trösten mit Argumenten, die nach Hermanns Worten eigentlich nicht mehr recht in die Sache paßten.

„Ich bin überzeugt,“ sagte er ein wenig feierlich, „keiner, der wirklich etwas wert ist, glaubt gleichmäßig an sich. Man muß das Schöne zuerst erkennen, nicht wahr, und in der Höhe und Weite sehen? Man muß sozusagen zuerst ahnen, was für schöne Dinge in der Welt noch möglich sind — dann erst kann man versuchen ihnen nachzuklettern. Und nicht wahr, das Bewußtsein von der Möglichkeit all dessen, was man noch nicht erreicht hat, das muß doch weh tun? Aber deshalb ist es nicht weniger Vorbedingung.“

Er sah Hermann unsicher an und fügte hinzu: „Vielleicht drücke ich mich etwas ungewandt aus; aber du verstehst mich wohl?“

„Gewiß,“ sagte Hermann und lächelte. „Es ist nicht so schrecklich neu.“

„Das sage ich auch,“ rief Guido, „und dann — du, der du so viel erreicht hast! Du mußt solchen Empfindungen doch einfach den Eintritt verbieten können. Ja ich, ich hatte damals keine Stützen, abgesehen von deinen Briefen, mein Zunge, und die waren auch zu drei Vierteln voll von Finanzprojekten. Habe ich dir eigentlich einmal von meiner eisernen Dame erzählt?“

„Das klingt ja balladenhaft,“ sagte Urlus und lächelte wieder.

„Ja, also, — mir träumte von einer eisernen Dame. Aber nicht einmal oder gelegentlich, sondern fortwährend, so ziemlich jede Nacht, und ich kann dir sagen, es war ein höchst unfreundlicher Traum. Sie zwang mich nämlich ohne Ende mit ihr zu tanzen — ohne Ende, bis ich tot war. Na, da versuchte ich sie zu malen, um mich so vielleicht von der Geschichte zu befreien, und glaube mir, ich habe mich vielleicht nie wieder mit dem gleichen Eifer, der gleichen Wut sozusagen, auf eine Arbeit gestürzt. Zuerst kam der Harnisch, — den Harnisch kannte ich ja ganz genau, ich hatte ihn förmlich in den Finger-

spitzen aus einem paar Dutzend von ungemüthlichen Nächten. Dann kamen die weißen Tanzhandschuhe, — denn sie trug weiße Handschuhe, richtige Damenhandschuhe, eine Tatsache, die ich entschlossen war, irgendwie zum Symbol zu erheben. Schließlich sollte das Gesicht an die Reihe kommen, — und da wars aus, denn ihr Gesicht hatte ich im Schlafe nicht gesehen. Sie trug das Visier heruntergelassen, und nun gab es einfach kein Gesicht für die gepanzerte Dame. . . . Heute kann ich mir manches erklären, heute lache ich darüber, aber damals wars der Zusammenbruch meines Selbstvertrauens. Mein Gott, wie viele solcher Zusammenbrüche habe ich erlebt und wie viele Resurrektionen!“

„Es ist eine hübsche Geschichte, das mit der eisernen Jungfrau,“ sagte Hermann; „ich kann so etwas nicht mehr erfinden.“

„Bedenfalls sollte dir's nicht passieren, daß du selbst noch über dergleichen stolperst. . . . Du kannst dir ja einfach von draußen deine Garantien holen, wenn es in dir selber je einmal hapert. Blättere doch in den Zeitungen. Du lebst — aber schon lange, — nicht mehr unterm Strich beim kleinen Feuilleton, dein Tun und Lassen verzeichnet man dort, wo man das Tun und Lassen von Prinzen und Prinzessinnen verzeichnet; kein Mensch kann mehr erreichen in Deutsch-

land. Deine Stücke spielt man überm Meer —
übrigens bin ich in Mailand einen Tag zu spät
für die ‚Teresa‘ gekommen . . .“

Er schwieg etwas erschöpft. Von zwei, von
drei Türmen schlug es Mitternacht. Dann setzte
ein Glockenspiel ein.

„Vielleicht ist es die Stephanskirche, die ich
erfunden habe,“ sagte Guido zaghaft.

Es war das Lied: Lobe den Herrn, meine Seele.
Die hohen Töne klangen falsch. Als das Lied zu
Ende war, bekam die Stille etwas Lastendes.

Endlich kreischte hinten in der Küche ein Stuhl
auf dem Steinboden. Zugleich kam ein Windstoß
das Wasser entlang, der die Sitzenden streifte.

„Wollen wir nicht gehen?“ fragte Hermann
in völlig ruhigem Tone und schlug dabei den
pelzbefetzten Kragen seines Überziehers in die
Höhe. „Sommer ist es nicht mehr.“



2.

Es läßt sich, um dies gleich zu erwähnen, kaum eine entzückendere Landschaft denken, als die, darinnen Seefried liegt.

Eigentlich könnte man Seefried ja ein Hotel nennen oder auch eine Ansammlung von kleinen, villenartigen Hotels, welche zusammenhängen, aber mit seinem märchenhaft alten und abwechslungsreichen Park, der sich von den Häusern bis ans Wasser hinunter erstreckt, ist es wahrhaftig mehr eine Heimat als ein Hotel.

Der See hat eine ziemliche Ausdehnung und ist von tiefblauer Farbe. Hügelketten umschließen ihn, an allen Ufern schmiegen sich die Dörfer mit ihren kuppelig geformten Kirchtürmen zwischen Berg und Wasser, und der große Park von Seefried stellt in der That die einzige ebene Ausmündung dar. Ein weit offenes Auge könnte man ihn nennen, für welches all die freundliche, bescheidene und nüancenreiche Schönheit einzig und allein da ist.

Was ließe sich über die Leute von Seefried

Allgemeines sagen? Der Badearzt und die Hausdame und die Stubenmädchen sind, wie sie überall zu sein pflegen, und die Menschen, die im Sommer zur Kur nach Seefried kommen, sind eben Leute, die sich ausspannen wollen, Leute etwa mit gereizten Nerven oder überanstrengtem Magen, nicht zusammengezogen durch irgend ein Band geistiger Natur, eine Idee, eine innere Gemeinschaft, vielmehr zufällig hierher versammelt durch die Ratsschläge von Bekannten, von Ärzten, von Hauslehrern, von gedruckten Offerten, von Reisehandbüchern . . . Und nichts anderes im Grunde verknüpft sie während ihres Erholungsaufenthaltes als die beiden Interessen, welche überall an solchen Orten das Gemeinsame sind: regelmäßige Mahlzeiten und ein wenig Klatsch.

Im Übrigen bringt man in Seefried seine Zeit angenehm und zweckentsprechend in ausgestreckter Lage zu, nämlich auf sehr bequemen und hübsch hell lackierten Liegestühlen aus starkem Rohr, die vielfach verstellbar, im Rücken gepolstert und mit breiten Armlehnen versehen sind. Diese Liegestühle finden sich in Seefried beinahe überall.

Sie stehen am Schwanenteich, über den eine niedrige, mit tropfsteinähnlichen Gebilden verzierte Brücke führt, ebenso gut wie, in der Gegend des Kokokopavillons, zwischen gerade ge-

geschnittenen Hecken und weißen Götterfiguren; einige befinden sich, mit dem Ausblick auf die Wasserfläche, hoch oben auf steinigem Grund, dort also, wo der vernachlässigte Teil des Kurparkes in vollkommene Wildnis übergeht; ferner natürlich gibt es Stühle im Schatten des kleinen Tannenwäldchens, das die Mitte der ganzen Gartenanlage einnimmt; auf der Richtung im Tannenwäldchen, die seltsamerweise eine freistehende Gruppe von drei zusammengewachsenen Buchen zeigt; dann beim Fuchsstall, und schließlich auch unten am Wasser, ja hauptsächlich unten am Wasser, unmittelbar der freudig blauen Fläche zugekehrt.

Die kleine, von Kastanien überschattete Ausbuchtung, welche sich als eine regelmäßig gerundete Zunge am Südende des zu Seefried gehörigen Uferstriches in den See hinaus erstreckt, ist wie besät von diesen Stühlen, obgleich der Platz, vom Schatten abgesehen, nicht gar so viel Anziehendes darbietet. Allein seit Jahren — so hieß es und schien es wirklich zu sein — war dieser Platz eine Art von Salon im Freien für das, was sich allsommerlich in Seefried als die eigentliche gute Gesellschaft betrachtete. Und wirklich bestand der Kurort lange genug, um eine derartige Tradition zu besitzen, die jeden eigentlichen Sinn verloren hatte und nur eben als Tradition Bestand und Ansehen genoß.

Man konnte es eine Art von gesellschaftlicher Legitimierung nennen, wenn es einem Gast von Seefried gelang, sich auf die Dauer mit seinem Liegestuhl dort unten zu halten, das war seltsam; aber noch weit seltsamer war die Zusammensetzung der begünstigten Schar, die, beneidet und bespottet, jeden Morgen und jeden Spätnachmittag auf der kleinen Halbinsel Hof hielt.

Was um alle Welt hatte der Legationsrat von Zedwitz mit Frau Marta Arnold gemein? Was der Major Lederer mit dem Kammerfänger Klein? Was Doktor Grünfuß, der Sanskritmann, mit dem Stiftsfräulein Gräfin von Löwentron? Was Pniower aus Posen mit dem Direktor Leipprand? Was diese alle mit Blanche Findeisen?

Ja, das durfte vielleicht am meisten auffallen, daß alle diese Herrschaften und die wenigen, die noch dazu gehörten, mit einer jungen Dame von so schillerndem und schwer faßlichem Wesen freundschaftlich und, mehr als das, höchst respektvoll umgingen. Und doch hatte man durch den Major Lederer, welcher gleichfalls in Köln zu Hause und ein Freund der Familie war, erfahren, daß Blanche Findeisen für ihre Eltern eine Art von Sorgenkind und durchaus nicht ganz im Guten von ihnen geschieden war, um sich mit ihrer jüngeren Schwester nach Seefried zu begeben.

Vielleicht indessen, das mochte sein, legte man den Worten des Majors kein allzu großes Gewicht bei; konnte man ihn nicht im Kreise der Auserwählten des Öfteren einen harmlosen alten Schwärzer nennen hören? Freilich — eine solche Frage ist sicherlich am Platz — wenn Derartiges über den alten Herrn geäußert wurde, wie verhielt es sich überhaupt mit den gegenseitigen Meinungen in diesem Kreise? War es die Würdigung ganz bestimmter persönlicher Eigenschaften, die den geheiligten Ring zusammenhielt, vertraute man nicht vielmehr, ohne sonst Ansprüche zu machen, auf ein geheimnisvoll legitimierendes Etwas, das vielleicht von keinem näher hätte beschrieben werden können?

Auf die jüngeren Leute zum mindesten, — denn auch ein paar jüngere Herren hatten sich auf der Landzunge einen ehrenvollen Platz zu sichern verstanden, obgleich es, offen gestanden, nicht einmal die sympathischsten, jedenfalls nicht die offensten, jugendlichsten, heitersten waren, — auf diese jungen Leute hatte Lederers Mitteilung schon gar keinen Eindruck gemacht, denn sie waren in Blanche Findeisen verliebt. Und nichts konnte natürlicher sein bei einem jungen Mädchen von ihrem Aussehen und von der eigentümlichen Rässigkeit und Freiheit der Sitten, die, an schönen und

schwärmerisch stimmenden Abenden besonders, bei ihr zum Ausdruck kam und geheime Hoffnungen erweckte. Hoffnungen freilich, die sich in nichts auflösten, wenn man das junge Mädchen genauer beobachtete. Dann wurde man sich leider darüber klar, daß Blanche Findeisen, mochte sie tun und sagen was sie wollte, in der Art, wie sie es sagte und tat, immer noch mehr, ach wie viel mehr Dame war als etwa Frau Marta Arnold und eigentlich genau so sehr wie die Gräfin Löwenfron.

Freilich — hatte sie nicht, wenn es sich der junge Herr Weiß überlegte, hatte sie nicht noch vorgestern Abend, nahe bei der Schiffslände, in Momenten äußerster Stille, seinen Arm genommen und ihn mit dem ihren, einem rührend schmalen, fast harten Kinderarm, heftig gepreßt? Ja, hatte der junge Weiß — wenn er es sehr genau überdachte — nicht in der Nähe seiner Manschette die Kontur von Blanche Findeisens Brust zu fühlen bekommen? Und war Blanche nicht, als der Mond langsam über den dunkeln Wald am andern Ufer heraufkam, war sie nicht stehen geblieben und hatte stoßweise geatmet und, angefichts der Größe des abendlichen Schauspiels, eine Erregung gezeigt, welche dem jungen Weiß fast über diesen Gegenstand hinauszu-gehen schien, obgleich er doch selbst als Empfänger sozusagen bekannt und auch ein Verfertiger

formschöner Oden an die Natur war? O wie gern — es läßt sich nicht leugnen und er leugnete es auch selbst nicht ab — wie gern hätte der junge Weiß einen Teil dieser Bewegtheit der eigenen Person zugeschrieben! Aber ging das an? Hatte Fräulein Findeisen im Licht der Bogenlampen ihn dann nicht mit einem Ausdruck angesehen, als müsse sie sich mühsam erinnern, wer dieser junge Mann, an dessen Arm sie gegangen war, denn eigentlich sei?

Das war es ja, was Blanche Findeisen die allgemeine Beachtung verschaffte und was ihr eine Art von ärgerlichem Reiz verlieh: gewisse besondere Gebärden, Mienen und Betonungen, denen gegenüber man sich unsicher fühlte, obgleich es manchmal zweifelhaft sein mochte, was sie bedeuteten.

Konnte nicht — obwohl es nicht allzu häufig geschah — in Blanche Findeisens Augen plötzlich, an irgend einem Tage, ein erhöhtes Leuchten treten? bekam ihre Stimme nicht — wenn es auch nur für kurze Zeit war — mit einem Male einen tiefern, stärkeren, kurz eindrucksvolleren Ton? tauchte nicht, unter Umständen, in dem was sie sagte, eine Nuance von ironischer Überlegenheit auf, hinter der sich ganz sicher irgend welche tieferen Empfindungen oder Einsichten verbargen?

Jawohl, es herrschte eine geheimnisvolle und undefinierbare Ehrerbietung gegenüber Blanche und sie ging so weit, daß ihr sogar manches Ungewöhnliche in Dingen des äußeren Lebens gerne nachgesehen wurde. Das aber wollte etwas bedeuten innerhalb einer Gesellschaft, welche zum Beispiel Frau Richter und ihre Tochter als unebenbürtig ablehnte, ohne, bei Richte besehen, dafür andere Gründe geltend machen zu können als die Kapotthütchen der alten Dame und die weißen Atlaschuhe der jungen.

Es war ja nicht zu bestreiten: Carola Richter war eines Tages in weißen Atlaschuhen beim Frühstück erschienen, in Atlaschuhen mit ungeheuren Atlasbändern zum Schnüren, und kindlich vergnügt hatte sie auf ihre Füße hinuntergeschaut, weil ihr die Tracht hübsch und auch frühstücksmäßig vorkam. Aber war das nun, im Verein mit dem Kopfsputz ihrer Mama, war das nun ein Grund, die beiden Damen mehrere Wochen lang zur Zielscheibe aller schlechten Witze zu nehmen, ein Grund, sie gesellschaftlich zu demütigen, sie fast unverhohlen zu verlachen?

Konnte niemand sagen: „gut, sie sind Schweizerinnen, jawohl, die Familie stammt aus Zürich, nie war dort der gute Geschmack zu Hause. Aber beachten Sie, Damen und Herren, das ernste, gütige und schön geschnittene Gesicht der Mutter,

die Würde ihres Auftretens, die Distinktion in dem Wenigen, was sie bei euch Gelegenheit hat zu sagen! Seht euch ferner an, in welcher Weise dieses sechzehnjährige Mädchen mit den Leuten umgeht, etwa mit den Fischern unten am See oder mit deren Frauen oder den Kindern, hört ihre Stimme, weich und beruhigend! Es ist vielleicht doch eine Art von christlichem Adel — was meint ihr?

Allein so sprach niemand oder so gut wie niemand. Und es muß fast angenommen werden, daß jene Abneigung noch irgendwo anders begründet war, denn im Vorhandensein der altmodischen Hüttchen und Bänder.

Nein, auch Blanche Findeisen war auf eine besondere Art gekleidet. Man brauchte sie nur an diesem Morgen unten auf ihrem Stuhl zu sehen, bequem hingestreckt im Kreise von allerhand Leuten. Sie trug eines ihrer weißen Kleider mit außerordentlich breiten, schwarzen Besätzen, nach welchen die alten Herren des Morgens, wenn sie vom Frühstück kamen, auszuspähen gewohnt waren. Einer nach dem andern traten die alten Herren blinzeln und sich räuspert, in den Park, unter dem alten dicken Torbogen hindurch, von welchem niemand sagen konnte, von wann er stammte, und welcher unter Efeu und Mauerrosen die Inschrift trug: *La morte è vicina*, und dann schauten

sie eifrig durch die Büsche nach einem weißen Kleid mit breiten schwarzen Besätzen.

Ein solches merkwürdig einfaches Kostüm trug Blanche, und eine schwarze leichte Perlenkette um den Hals. Diese Perlenkette war gewiß keine Kostbarkeit, aber gut nahm sie sich aus. „Mächtig apart,“ sagte Herr von Zedwitz, wie er's schon zehnmal gesagt hatte, im gleichen Tonfall und mit der gleichen Bewegung nach der Schnur seines Kneifers.

„Wunderhübsch, gewiß,“ antwortete Pniower, wie er's gewohnt war.

Blanche Findeisen hielt die Augen halb geschlossen. Der See blendete etwas, und keiner der Herren war auf den Einfall gekommen, ihr eine Veränderung der Lage anzuraten. Andernfalls hätte man sehr große, ziemlich ernsthaft blickende, dunkelblaue Augen an ihr bemerken können, Augen, welche zu den schwarzen Haaren in einem starken Gegensatze sich befanden. Blanche Findeisens tief gebräunte schmale Hände kamen fast wie zwei sonderbare tropische Blumen aus den engen Ärmeln ihres Kleides hervor, und wenn sich das junge Mädchen, was im Gespräch einige Male vorkam, auf die Seitenlehne des Stuhles stützte, sah man die helleren Arme, welche nicht voll waren, sondern von einer rührenden Härte in den Linien, wie die Arme eines Kindes.

„D,“ sagte sie, richtete sich auf und sah irgend einen der umherstehenden Herren an, „da haben Sie unrecht, — in ihrem Benehmen ist nichts, was irgend stören könnte.“

Man sprach wieder einmal von Frau Richter.

„Na, die Hütchen genügen ja auch,“ sagte jemand.

Blanche verzog die Lippen.

„Es ist so fabelhaft billig — immer die gleichen Geschichten . . . Es wäre ritterlich, finde ich, es wäre wirklich ritterlich, wenn sich einer von unsern jungen Herren einmal entschließen würde, für die beiden Damen sich in die Schranken zu wagen. Aber keinem fällt es ein. Was meinen Sie, Herr Weiß, hätten Sie nicht einmal den Mut aufbringen können?“

Der junge Weiß, der in einer anmutigen Stellung Frau Marta Arnold zu Füßen gesessen hatte, stand auf, als er seinen Namen hörte, wurde ersichtlich blaß und entgegnete in leisem Tone:

„Haben Sie mich je, gnädiges Fräulein — hätte ich mich je beteiligt, wenn — ich wollte sagen . . .“

„An den Witzeleien? Allerdings,“ sagte Blanche. „Überdies ist es vielleicht anmaßend von mir, daß ich jemand zur Rede stelle. Aber es geht einem ja auf die Nerven: die Bänder und

der Kapotthut, der Kapotthut und die Bänder. Es ist wahr — nichts Hübscheres als ein wenig Medisance, aber sie muß auch danach sein.“

„Wenn man die Sache gut deutsch ausdrücken will,“ sagte gelassen Direktor Leipprand, „Sie finden uns langweilig, mein gnädiges Fräulein. Für die alte Garde sollen Sie recht haben. Aber, mein Gott, da sind doch die jungen Herren. Wenn ich mir vorstelle, ich wäre dreißig Jahre alt und hätte die Aufgabe, Ihnen den Hof zu machen! Die heutige Generation besteht aus Schlappschwänzen.“

„Ich weiß nicht, Herr Direktor,“ bemerkte die Gräfin Löwenkron, die aus irgend einem Grunde indigniert schien, „ob hiervon die Rede war.“ Sie sah Herrn Leipprand mit den kaltblickenden Augen verweisend in das kluge Altherrenge-
sicht und machte eine energische, deutlich sichtbare Schluckbewegung.

Frau Arnold hingegen lachte gereizt. Sie drehte ihr schönes üppiges Gesicht nach Blanche Findeisen und sagte:

„Verzeihen Sie, Fräulein Blanche, wir vergessen es jedesmal, daß Sie eigentlich noch mit Fug und Recht für Institutslehrerinnen schwärmen. Frau Richter hat ihr Töchterinstitut; nun, ich glaube, da gehört es zum Beruf, milde und würdig zu sein.“

Blanche antwortete nicht und lehnte sich etwas weiter im Stuhl zurück.

Der junge Weiß dachte: „So eine Schlange, diese Frau Arnold. Übrigens, wie alt mag die Findeisen in Wirklichkeit sein? fünfundzwanzig? sechsundzwanzig? Aber wie mädchenhaft sieht sie aus? O, sie ärgert sich Übrigens ist Frau Arnold vielleicht wirklich schöner — oder doch nicht? Mehr Avancen hat sie mir gemacht als Blanche — wahrscheinlich ist's darum. Sieh da, ich gesteh mir das gelassen ein. Bewußt und ruhig bin ich, wie ein Feldherr, das gefällt mir doch sehr.“

Major Lederer sagte in die allgemeine Stille hinein:

„Biancachen, ich will Ihnen etwas vorschlagen: heute kommt der Literaturonkel, der Urkus, vielleicht können Sie mit dem und der ollen Schraube ein Lesekränzchen gründen. Dichter und solche Leute sollen immer was übrig haben für verrückte alte Frauenzimmer . . .“

„Heute kommt er?“ fragte Frau Arnold erregt, „heute sagen Sie, Major?“

„Wenn er nicht schon da ist,“ antwortete Lederer. „O, habe ich etwas angerichtet?“ fuhr er fort, als er sah, daß in die ganze Gesellschaft eine Bewegung gekommen war. „Nein, nein, beruhigen Sie sich, meine Herrschaften. Man

hatte ihn schon zu gestern Abend erwartet und nun kommt er wohl erst um Mittag.“

„Übrigens ist es uns ziemlich egal,“ sagte Frau Arnold. „Seine ersten Sachen mochte ich damals auch gar nicht, erst neuerdings wird er klarer, stilvoller sozusagen. Ich muß zugeben, daß mir sein ‚Fünfhäusen‘ und die ‚Teresa‘ ausgezeichnet gefallen haben.“

„Hundertundachtzigmal in Berlin allein,“ bemerkte Pniower.

Lederer war noch nicht fertig.

„Na, ich meine bloß, kleine Blanche,“ sagte er. Sie können zu dritt dann Sprüche austauschen. Gestern nachmittag, sehen Sie, trank ich in aller Ruhe meinen Kaffee bei der Lichtung drüben, ich hatte die Zeitung vor und die Sonne schien, und mir war überhaupt ganz mollig. Wer kommt und setzt sich an den Tisch an der andern Seite vom dicken Baum?“

„Vom dicken Baum?“ fragte jemand.

„Na ja, die drei zusammengewachsenen,“ sagte Lederer ärgerlich. „Also die Frau Richter mit'm Kapotthütchen und noch 'ne andere, die behauptete, sie habe auch eine Tochter, und sie reise nun ab in ihre ober-schlesische Heimat.“

„Ausgerechnet,“ bemerkte Pniower.

„. . . Und sie reise nun ab in die ober-schlesische Heimat und sie danke Frau Richter

sehr und sie nehme die Ehrfurcht vor dem Kinde mit sich fort.“

„Soll sie sie fortnehmen,“ sagte Pniower.

„Bis jetzt ist die Sache noch nicht komisch,“ sagte Blanche, die aufmerksam geworden war. „Was gab denn Frau Richter zur Antwort?“

Blanches Züge trugen einen gespannten Ausdruck, während sie fragte.

„Gott, so allgemeines Zeug,“ sagte Lederer. „Übrigens auch dollen Unsinn. Sie behauptet, mit sechzehn Jahren säße man noch an der Quelle oder was weiß ich.“ Es war ersichtlich, daß der Major die Lust verloren hatte, weiterzuerzählen.

„So, an der Quelle,“ sagte Blanche und zwar in einem Ton, der es keinem einfallen ließ zu lachen. „Ja, das ist sehr interessant. Und dann?“

„Und dann? Wenn Sie wollen, kann ich es Ihnen ja ordentlich erzählen. Die andere beklagte sich, daß ihr Mädels zu Hause verbotene Bücher liest, nicht gerade schlechte Romane oder dergleichen, sondern ganz schwere Sachen, zum Beispiel Astronomie, was sie natürlich nicht verstehen kann.“

„Worauf Frau Richter sagte?“

„Worauf Frau Richter sagte . . .? Aber hören Sie einmal, kleine Blanche, Sie stellen da ein förmliches Verhör mit mir an . . .“

„Ich will Ihnen sagen, was Frau Richter antwortete.“ Blanche warf die Decken weg, verließ den Stuhl und begann unbekümmert hin und her zu gehen. „Frau Richter antwortete: das macht gar nichts. Mit fünfzehn Jahren oder sechzehn hat man Erkenntnisse, Einsichten, die man leider Gottes nachher verliert. Einfach verliert, unwiederbringlich, und damit zugleich das allertiefste Glück, das ein Mensch nur haben kann. Darum soll man sich endlich entschließen, auch von den Kindern die Hand wegzulassen, weil sie ja doch die gescheiteren sind. Was meinen Sie, Herr Major, hat sie vielleicht etwas Ähnliches gesagt?“

„Ja, vielleicht, kleine Blanche,“ sagte der Major verzagt, „meinetwegen, mir ist es gleich.“

Das ungewöhnliche Benehmen Blanche Findeisens setzte die Gesellschaft in lebhaftes Erstaunen, und noch mehr wäre das der Fall gewesen, hätte nicht die bevorstehende Ankunft des Dichters Ur- lus die Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Als die Glocke zum Mittagessen läutete, strömte alles in Neugier und hastiger als sonst zum Gartensaal; Blanche Findeisen aber befand sich, auf einer einsamen Wanderung begriffen, bereits am anderen Ufer des Sees und schien nicht willens, so bald zurückzukommen.

In den zwei, den drei Dörfern, durch welche sie, langsam ausschreitend, hindurchkam, herrschte die Stille der Mittagsstunden; eine wundervolle milde Wärme füllte den Raum.

Blanche blieb eine gute Weile auf dem Wege, der ihr, in der Höhe hinführend, stets den Blick übers Wasser freigab, wandte sich dann hinunter gegen das Ufer und ließ sich hier am Abhang nieder, nicht weit von der Seefläche, zwischen Gras und Herbstblumen.

Sie streckte sich ganz aus; die Spitzen ihrer Lackstiefelchen sahen glänzend unter dem schwarzen seidnen Saum ihres Kleides hervor, zwei elegante kleine Spiegel für Wolken und Aether.

Da lag sie nun, und weiter geschah nichts, und um halb vier ging sie nach Seefried zurück, um das Besper nicht zu versäumen. Allein in diesen anderthalb oder zwei Stunden erinnerte sie sich, geschlossenen Auges, der jüngst vergangenen Nacht, und es wurde ihr ganz klar, warum sie sich heute auf der Halbinsel so sehr hatte hinreißen lassen. —

Blanche war am vorhergehenden Abend gegen elf Uhr in ihr Zimmer getreten. Das war ungefähr um die Zeit, als Urlus und Guido auf der Wirthshaustrasse von ihr sprachen.

Sie lehnte noch eine Weile im offenen Fenster, ein wenig erhitzt von den Gesellschaftsspielen, die man unten im Salon getrieben hatte.

„Sternennächte,“ sagte Blanche zu sich selber und dachte, ohne den Zusammenhang recht zu erkennen, an eine junge Dame aus Lausanne, mit der sie vier oder fünf Jahre durch eine heftige und über das Maß der üblichen Mädchenfreundschaft hinausgehende Neigung verbunden gewesen. „Marguerite,“ dachte sie, „was haben wir in Genf damals für herrliche Nächte verlebt! Häßlich und klein warst du und nahmst dich, im

Lehnstuhl zusammengeduckt, beinahe aus wie eine unheimliche Zwergin. Aber was für schöne Lieder sangst du mir vor! Wie sangst du, in Nächten, da die Berge und Sterne auf unsere Veranda glänzten, deine sonderbaren und ganz unweiblichen Lieder! Warum habe ich fast jedesmal geweint, wenn dein ‚Marlbrough se va-t-en guerre‘ an die Reihe kam oder das Lied vom König Henri und der kleinen Marquise . . .?

„Aber was half mir zuletzt deine süße Stimme, die ein wenig gebrochen klang, fast wie die Stimme eines zwölfjährigen Mädchens, was halfen mir die Schauer, die mir bei deinen Chansons über den Rücken liefen und bei vielen deiner andeutenden, leidvollen Worte? Was halfen mir sogar deine Träume, die so sehr mit meinen eigenen Träumen zusammenstimmten? Ja, was half das alles, wenn du kein anständiger Mensch warst? Es bleibt wahr, ich habe dich, Marguerite, die jetzt seit einem Jahr oder anderthalb in Nizza auf dem Kirchhof liegt, mit einer solchen Inbrunst geliebt, daß es hernach mit der Liebe nicht mehr viel bei mir war, aber das habe ich dir nicht vergeben können, daß ich die zweitausend Mark damals nicht von dir bekam, die ich so dringend brauchte und die du mir leihen mußtest, einfach mußtest, denn du hattest sie . . .“

„Nun, vielleicht hätte ich damals, als du an

der Schwindsucht dalagst und mir Telegramme nach Deutschland schicktest, Telegramme und bleigekritzelte Briefe, vielleicht hätte ich doch zu dir kommen sollen — aber nein, du warst nicht meine Freundin . . . Du hattest den Himmel und die Sterne und symbolischerweise neun Kategorien von Engeln in dein Denken einbezogen, und dein Schwärmen war nicht das Schwärmen eines beliebigen jungen Mädchens, sondern das einer verzückten Philosophin. Aber dein Herz, ja dein Herz war so eng, so sehr lebtest nur du allein in dir, daß du mir nicht einmal die zweitausend Mark pumpen konntest . . .’

Mit diesen Überlegungen beschäftigte sich Blanche eine gute halbe Stunde. Dann seufzte sie ein wenig,kehrte sich vom Fenster ab und begann sich zu entkleiden.

„Ob Hermann Urlus heute Nacht dichten muß?“ dachte sie und sah durchs Fenster an den weißlichen, bestirnten Himmel, „morgen kommt er her, — seltsam zu denken. Das Schönste ist doch sein ‚Nordisches Land.‘ Wie habe ich das immer geliebt! Der Monolog des Königs — es sind Sterne darin. Momentan freilich . . . ich kann nicht sagen, daß ich in letzter Zeit sehr gute Bücher gelesen habe . . .’

„Wie gut und weich,“ dachte sie, als sie lag und mit der Hand liebevoll über die seidene

leichte Steppdecke fuhr. „Man spürt das Not. Rett von Fräulein Marie, daß sie mir die Decke verschafft hat. Jeden Abend freut man sich . . .“

Sie reckte die Arme und fühlte vergnügt den kühlen Nachtwind, der durch den Fensterspalt kam.

Dann dachte sie und lächelte im Dunkel: „Was mag Ullus denken, wenn er unter so einer Steppdecke liegt? Solche Menschen haben den Zusammenhang . . . den Zusammenhang . . .“

In diesem Momente öffnete sich die Thür zum Nebenraum und Kerzenlichtschimmer strahlte unruhig herein.

„Liesel,“ rief Blanche erstaunt, „was machst du noch? Und barsuß, da — zieh dir wenigstens meine Pantoffeln an.“

„Blanche,“ sagte Liselotte, die schlank und weiß im Nachthemde da stand, „ich weiß nicht, was mit mir ist, aber ich kann nicht schlafen. Es sind solche sonderbaren Nächte jetzt. Hast du den Himmel angesehen?“

„Ja, Sterne,“ sagte Blanche und zog die kleine Schwester auf den Bettrand nieder.

Blanche war schon etwas schläfrig und sprach eine Zeitlang nichts. Liselotte saß aufrecht da und hielt ihre Hand. Von Zeit zu Zeit hörte man deutlich im Nebenzimmer die Kerze knistern.

„Komm doch unter die Decke,“ sagte Blanche endlich, „du mußt dich erkälten.“

Gehorsam ließ Liselotte die Pantöffelchen von den Füßen fallen und schlüpfte zu ihr unter die Seide.

„Eigentlich, Kleines, müßte ich dich gleich fortjagen. Mama hat mir im letzten Brief wieder streng befohlen, dich rechtzeitig ins Bett zu schicken. Du weißt, Mama glaubt nicht recht, daß mein Beispiel viel taugt.“

„Ach, Blanche,“ sagte Liselotte und drückte sich enger an die große Schwester.

„Eine Unvernunft ist's,“ wiederholte Blanche streng, „und überhaupt glaubte ich, du hättest für morgen früh eine Bootfahrt mit Carola Richter verabredet — ich denke auf acht Uhr.“

„Ja, Blanche, wenn ich aber doch nicht schlafen kann; es ist auch fast nicht recht an einem solchen Abend. Carola hat mir erzählt, wie sie mit ihrer Mutter in Tirol Nachts einmal einen Bergpaß hinunter gefahren ist, mitten durch ganze Schwärme von Leuchtkäfern. Sie konnten glauben, es seien niedrigere Sterne.“

„Was ist Carola Richter für ein Mädchen?“ fragte Blanche und rückte auf ihrem Kopfkissen zur Seite, weil es zu warm geworden war.

„O,“ antwortete Liselotte, und man konnte ihr wohl anhören, daß sie eigentlich recht vieles zu äußern hatte, „o,“ sagte sie in einem ziemlich trockenen Ton, „sie ist fürchtbar nett.“

Es trat vollkommene Stille ein. Blanche, von einer mehr unbestimmten als persönlichen Regung der Zärtlichkeit geleitet, legte ihren Arm um den bloßen Hals der kleinen Schwester und zog sie zu sich her. Liselottes Köpfchen lehnte mit dem weichen und kühlen Haar an ihrer Brust.

Von draußen herein kam, gleichmäßig anwachsend und abschwellend, das Singen der Grillen; aus mäßiger Entfernung wurde der klingende Fall eines Brunnenstrahls gehört.

Zärtlich kühle Luft drang durch den schmalen, offenen Spalt des hohen und breiten Fensters, welches einen lichtgrauen Ausschnitt in der dunklen Wand bildete. Liselotte lag ganz ruhig; sie hatte Blancches Hand ergriffen und hielt sie mit einem gleichbleibenden Druck in der ihren. Auf Blancches Zügen brachte die Nähe des jungen, warmen und lebenswürdigen Geschöpfes ein unbestimmtes gültiges Lächeln hervor und, schon ein klein wenig eindämmernd, dachte sie: „Wie schön ist das jetzt, und eigentlich — was ist denn daran? Bei den schönsten Dingen kann man nicht recht verstehen, warum sie schön sind.“

Mit einem Male richtete sich Liselotte in die Höhe, sah der Schwester ins schmale, hell-schimmernde Gesicht und sagte:

„Blanche, wie töricht ist es jetzt von mir, so stumm dazuliegen; ich wollte dir erzählen — und

sehr viel erzählen. Du wirst auch alles verstehen, und jedenfalls werde ich selbst alles ganz verstehen, wenn ich es erst laut gesagt habe. Ich weiß zwar nicht — vielleicht wirst du mich auch auslachen.“

Und nun begann Liselotte allerlei ungeschickte Versuche, sich ihrer Schwester verständlich zu machen. Flüsternd und stammelnd sprach sie von sich selbst, leidvoll zögernd und sich überstürzend. Vor der erstaunt Aufhorchenden breitete sich die halberhellte innere Welt eines sechzehnjährigen Kindes aus: vermessene Kühnheit in der Spekulation vermischt mit einer nahezu lächerlichen Naivität und Unkenntnis der einfachsten Lebensbeziehungen.

Blanche hörte zu, und es war ihr, als spräche da ein Mädchen, das sie selbst vor sechs oder sieben Jahren noch gewesen war. Dennoch aber wurde sie in Verwunderung gesetzt durch diese Bekenntnisse, darin banale Vorgänge des Alltags bedeutungsvolle Erlebnisse schienen und Gegenstände des herkömmlichen Gebrauches voll von unirdischen Merkwürdigkeiten.

„Wie kommt sie denn dazu,“ dachte Blanche, „Mutters goldene Fischgabeln zu Hause mit den Volksliedern zusammenzubringen, von denen sie da erzählt? Auf die unwahrscheinlichste Weise verknüpft sie das alles. Übrigens, ich erinnere

mich, wie habe ich nicht damals geweint, als mir Albrechts Freund mit seiner Kneipenstimme das Schlaflied vorsang:

„Der Mond, der scheint,
„Das Kindlein weint,
„Die Glock schlägt zwölf,
„Daß Gott doch allen Kranken helf!

Die schönen Worte! Plötzlich Gott und die franken Menschen, das tut eine Wirkung. Die Melodie ist von einer lächerlichen Simplizität, aber wie rührend!

„Blanche, siehst du,“ sagte Liselotte, „du kannst mich ruhig auslachen. Man bekommt von solchen Nächten wie heute einfach nicht genug. Das Anschauen hilft gar nichts. Viel mehr möchte man . . .“

„Ja,“ sagte Blanche, die schlecht zugehört hatte. Die Kleine sprach verträumt weiter.

„Sterne — wenn man denkt, daß man vielleicht nur einen ganz kleinen Ausschnitt aus dem Ganzen sieht, noch nicht den tausendsten Teil von allen, ja — eigentlich überhaupt keinen Teil, wenn es unendlich viele gibt.“

„Liebes,“ sagte Blanche, „darüber haben sich die gelehrtesten Männer den Kopf zerbrochen.“

Im selben Augenblick schämte sie sich über ihr Geschwätz.

Liselotte schwieg eingeschüchtert, Blanche,

um ihr Unrecht wieder gut zu machen, zog sie mit dem linken Arm fester zu sich her und strich ihr mit der Rechten übers Haar.

„Ich meine nur,“ fing Liselotte leise wieder an, „es ist doch unbegreiflich ... Herr Hanselmann hat uns Zahlen gesagt, aber ich glaube kaum, daß er sich viel dabei vorstellt, und daß er fühlt, was es heißt. Ich denke, es ist nicht besonders gut viel zu lernen. Man verliert — man verliert —“

„Den Zusammenhang,“ dachte Blanche, „ja, du hast ganz recht.“ Laut aber sagte sie:

„Ja, Liesel, das ist alles gut, und man hat wirklich mehr davon, wenn man so ganz für sich allein lebt und schöne Gefühle herumträgt, aber mit den andern Leuten kommt man dabei ziemlich schwer aus. Da braucht es Wissen, Begriffe und feste Grundsätze, daß du's nur weißt. Sonst geht's einem wie dem Mann mit dem Tausendmarkschein, der verhungert, weil keiner wechseln kann.“

„Gewäsch, Gewäsch,“ sagte sie zu sich selbst. „Mein Gott, ist es denn so lange, lange her, daß ich sechzehn Jahr alt war? Immerhin, ich habe sozusagen die Pflicht . . .“

„Was meinst du, Liesel, was Papa oder die Mutter oder Albrecht zu dergleichen schönen Worten sagen? Sie sagen es ist Blödsinn und führt auf Abwege. Und so ist es auch. Wenn man

solide und vernünftige Dinge denkt, dann bleibt man bei der Stange und zu Haus, und man kauft sich auch nicht Bücher für neunhundert Mark, wie ich das leider gemacht habe.“

„D,“ sagte die Kleine und erhob sich, nicht ohne Wichtigkeit, „ich bin überzeugt, die Eltern sind nicht so sehr böse auf dich. Sie haben vielleicht Angst, daß es so weitergeht und denken, glaube ich, es schickt sich nicht für eine junge Dame. Ich war dabei, als sie über dich sprachen, noch am Abend ehe wir abreisten. Der Papa sagte: Ich wollte weiß Gott nicht müssen, wenn Albrecht dergleichen gemacht hätte, die Summen sind ja lächerlich. Lächerlich sagte er. Übrigens habe ich dich kräftig in Schutz genommen . . .“

Blanche lachte. „Du, Piesel, da kann es mir im Leben nicht mehr fehlen. Du bist ein liebes Ding.“

Sie fühlte sich auf einmal in der Vertraulichkeit dieser Stunde wieder jung und anschießsam wie die Schwester, und sie überließ sich dieser Empfindung nicht ganz ohne eine sentimentale Freude.

Die Stutzuhr auf der Kommode schlug erstaunlich rasch hintereinander zwölfmal ihren klingenden feinen Schlag. Von draußen traf ein plötzlicher Windstoß ans Fenster, daß es weit aufflog. Eine heftige Welle kalter Luft drang

als ein stürmischer Gruß in das Gemach und bis zum innersten Winkel. So stark war der Anprall, daß sich die beiden Flügel des Fensters sogleich sanft wieder schlossen und alles war wie zuvor.

Nach einer Weile sagte Liselotte:

„Carola Richter ist so ganz verschieden von mir und von allen, aber ich muß sie lieb haben. Sonst machen mir die Mädchen, die alles können und die so geschickt sind, nur immer Angst.“

„Da hast du recht,“ antwortete Blanche und lachte, „du bist ein großer Tollpatsch. Überzeugt bin ich, an deinem Schulterbändchen hast du wieder Sicherheitsnadeln, weil die Knöpfe abgerissen sind. Laß mal probieren. An einer Seite doch jedenfalls? „Nein,“ rief sie „zwei richtige Knöpfe, einer rechts und einer links, es ist großartig. Carola Richters Einfluß.“

Liselotte schien betrübt. „O, anziehen tut sie sich nicht gut,“ sagte sie fast weinerlich. „Und was trägt sie für eine Frisur! Aber bei ihr macht das alles nichts. Weißt du, Carola ist die Güte selbst — es ist aber noch mehr als Güte; man kann es schwer ausdrücken. Sieh mal, Blanche, mir ist es ja oft so furchtbar gleichgültig, ob der feuchte Frühling gut oder schädlich für die Weizenernte war, und wenn wir irgendwo am Ufer liegen oder unter den Buchen

an der Richtung und sie hört nicht auf, von solchen Dingen zu erzählen, dann passiert es mir wirklich, daß ich ungeduldig werde. Es wäre besser, denke ich vielleicht, stille zu sein, und einfach auf das Wasser hinauszusehen oder hinauf in die Äste; es ist prachtvoll, wenn der blaue Himmel durchschaut. Das Geäst ist so zart wie echte Spizen.“

„Ja, ja,“ sagte Blanche, deren Aufmerksamkeit erlahmte. Sie dachte: „Besser wäre es vielleicht, man schlief jetzt!“

„Aber, meinst du, Blanche, ich könnte der Carola irgend etwas sagen? Unmöglich ist das. Ich spüre ganz genau“ — und hier richtete sich Liselotte noch höher auf und streifte die seidene Decke fast ganz von sich ab — „ich spüre ganz genau, daß hinter allem, was sie da sagt, von der Weizenernte und solchen Dingen, etwas ganz Besonderes und Großes versteckt liegen muß. Carola kann zum Beispiel auch mit den Leuten hier ganz im Dialekt reden. Alle wundern sich und fragen, ob sie nicht aus der Stadt ist . . . Denke nicht, Blanche, daß ich dir Dummheiten erzähle, du sollst nur sehen, daß es mit Carola Richter etwas auf sich hat. Sie ist nämlich, wenn man so sagen kann, innerlich von den übrigen Menschen gar nicht getrennt. Sie hat die Fähigkeit, eine Rätnerin zu sein oder der Schiffer, mit dem wir spazieren fahren, oder je-

mand von den Leuten, denen die Weizenernte gehört. Und das ist mehr als eine Gefühlsduselei; heute Abend ist es mir plötzlich aufgegangen und vielleicht wollte ich dir hauptsächlich das erzählen. Verstehst du mich auch? Es handelt sich nicht nur um das Gefühl, sondern auch um den Verstand, um die Vernunft . . . Ich verstehe nichts von Philosophie, Blanche, obgleich ich es schon möchte, aber ich weiß, daß von den Philosophen eine große Einheit unter allen Menschen und Wesen behauptet wird. Wie kann man es ausdrücken? Alle sind zwar nicht dieselben, aber sie sind vielleicht dasselbe. Jedenfalls ist irgend eine Verbindung da, — denke, wie ich es vorausgesehen habe, als damals in Nizza deine Freundin Marguerite starb, und ich war fast noch ein kleines Mädchen, und du hattest gewiß jahrelang nicht von ihr gesprochen! Das war auch so etwas. Ein Zusammenhang muß da sein, und ich meine, vielleicht ist jeder recht beschränkt, der nicht so herzensgut ist wie Carola. Ja, Blanche, einfache Torheit ist es, — aber mit mir soll es nun auch anders werden — man sieht nicht über sich selbst hinaus, man glaubt selbständig da zu sein und allein wichtig, — aber, Blanche, bei mir kommt alles so verdreht heraus und so nüchtern . . . Ach du hast ganz recht, wenn du mich jetzt auslachst.“

„Kleines,“ sagte Blanche, der es in der Nähe des aufgeregten Kindes ein bißchen unbehaglich geworden war, in einem mütterlichen und gutmütig ironischen Ton, „kleines, ich glaube, du hast Schopenhauer genascht.“

Und sie erinnerte sich daran, wie sie selbst etwa vor Jahresfrist an Schopenhauer geraten war, zuerst an die amüsanten Kapitel, welche mehr von literarischen Gegenständen handeln oder von der Weltklugheit oder von den Frauen, und wie sie dann, als sie sich an die großen und mahnend gewaltigen Abhandlungen wagte, die Bände weggestellt hatte, mit dem gleichen Gefühl der Beschämung und des Unbehagens, das sie auch jetzt wieder verspürte.

Eine allgemeine Stille legte sich über den Gartensaal, als der Doktor die beiden Angekommenen hereinführte.

Sie bekamen ihren Platz am unteren Ende der an den Fenstern hinführenden Tafel, und es fügte sich, daß der eine von ihnen den Stuhl an der Schmalseite einnahm und nun gewissermaßen der ganzen Tischgesellschaft präsiidierte.

Es war ein dunkelhaariger Herr mit einem Spitzbart, von kühnem Aussehen und gewählten Bewegungen und zog sogleich die Aufmerksamkeit auf sich. Sein Begleiter, auf dem Eckstiz ihm zur Linken, unauffällig und dunkel gekleidet, glatt rasiert, schweigsam und in sich gezogen, wurde nicht sehr viel beachtet. Wäre dies geschehen, so hätte man bemerken können, daß er von Zeit zu Zeit Blicke auf seinen Nachbarn warf, in denen sich Indignation mit einem tiefen Erstaunen vereinigte; ein paarmal schüttelte er leicht den Kopf.

Frau Martha Arnold, welche dem schweigsamen Herrn gegenüber saß, schenkte ihm auch

weiter keine Aufmerksamkeit; sie verwickelte ihren präsidierenden Nachbar in ein lebhaftes Gespräch, in dessen Verlauf sie nicht verfehlte, des Öftern auch von ihrem berühmten Lachen Gebrauch zu machen, einem Lachen, dessen besondere Wirkung ihr wohl bekannt, aber darum doch stets wieder ein Gegenstand des Interesses war. Frau Arnold warf, wenn sie anfing zu lachen, den Kopf ein wenig zurück, so daß sich die wunderbare Haut ihrer Kehle straffte, und gleichzeitig zog sie mit einer fast schmachttenden Bewegung ihre schönen runden Schultern zurück. Der Klang ihres Lachens war dunkel gefärbt und schien gleichfalls eher ein Verlangen auszudrücken als eine harmlose Freude.

„Und verzeihen Sie die Frage,“ sagte Frau Arnold, „Sie gedenken, da Sie gewiß länger bleiben, hier zu arbeiten . . ? Die Nachwelt wird also . . .“

Der dunkelhaarige Herr machte eine liebenswürdige Bewegung mit der Hand. „O, gnädige Frau,“ sagte er, „gewiß, man bekäme hier Lust dazu. Welch herrlicher Park — ein echter Poetenwinkel, dieses Seefried.“

Er hob den Kopf und blickte die Tafel entlang. Mit einer Art von erschrockener Befriedigung sah er zwei Reihen von Gesichtern sich zugekehrt.

„Aufsehen machen Sie, Herr Doktor Urlus,“

sagte Frau Arnold. Sie lachte dazu und es war ja auch eine Bemerkung, welche dergleichen Hilfsmittel wohl vertragen konnte.

Berlegen wendete sich der dunkelhaarige Herr zu seinem Begleiter. Der aber saß da und seine Züge, die vorher einen ganz anderen Ausdruck getragen hatten, zeigten nun den einer innigen, dankbaren Heiterkeit.

„Verzeihen Sie mir,“ sagte er zu dem Gezeierten. „Ich bin heute auf der Reise vielleicht nicht freundlich mit Ihnen gewesen. Sie müssen mir ja auch zugeben, es war überraschend von Ihnen . . .“

Urus sprach ganz leise, vom Lachen unterbrochen. „Verzeihen Sie! Nun ärgere ich mich nicht mehr über Sie, nein. Aber jetzt müssen Sie weiterspielen. Sie sehen, man fetiert Sie, tragen Sie's mit männlicher Fassung! Ich störe Sie nicht. Nur — und das sage ich Ihnen — heute Nachmittag müssen Sie fort.“

Herr Fuchs, beruhigt und glücklich, drückte seinen Dank mit einer schweigenden Verbeugung aus und wandte sich wieder zu Frau Arnold. Diese aber, in deren Kopf, unter Hermanns Flüstern und bei des Herrn Fuchs verehrungsvoller Haltung, ein Bedenken wach geworden war, benahm sich abwartend und kühl und ließ ihren hellen und fordernden Blick nun auch

auf Hermanns breiter Stirn und feinen Lippen ruhen und auf seinen grauen Augen, die mit einem zugleich vergnügten und sinnenden Ausdruck über sie hinwegsehen.

Nach dem Mittagessen wurde Hermann seine Wohnung angewiesen, und während der rasch entthronte Fuchs einen Spaziergang durch den Park zu machen sich anschickte, begann er die beiden geräumigen Zimmer herzurichten. Er rief das Mädchen, das in der etwas abgelegenen Villa die drei oder vier Mieter zu bedienen hatte und öffnete zunächst mit Vorsicht zwei umfangreiche Kisten, welche Bilder enthielten. Er befestigte, nicht gar so ungeschickt mit Hammer und Nägeln hantierend, zwei oder drei von ihnen sogleich an den Wänden und gab dem Mädchen Weisung für die übrigen.

Eine schöne, in dunkelbraunes Holz gerahmte Wiedergabe eines Rembrandtschen Bildes kam mitten auf eine leere, breite Wand zu hängen; es war das Porträt des Mannes mit dem goldenen Helm, das er besonders liebte. Über dem Schreibtisch aber befestigte er, mit einem etwas trüben Lächeln, ein rundes, medaillonartiges Bildnis Kaiser Napoleons, das er, bronzegerahmt wie es war, in Paris einmal bei einer Auktion erstanden hatte.

Er öffnete dann auch die beiden Koffer und

entnahm dem größeren einen braun lackierten Kasten von ziemlichem Umfang. Es zeigte sich bald, daß er eine Anzahl Bücher enthielt, nicht allzu viele, vielleicht zwanzig Bände, höchstens dreißig. Mehrere von ihnen waren mit Schutzdecken versehen und, unter den Schutzdecken, nochmals mit Seidenpapier umwickelt. Urhus packte diese Bände mit besonderer Sorgfalt aus, strich lieblosend über die rotledernen Einbände, welche in englischer Sprache die Namen Shakespearescher Theaterstücke trugen und reichte sie an einer passenden Stelle nebeneinander auf.

Dann trat er erst ans Fenster.

„Ah, wie angenehm,“ dachte er, „das Zimmer hier hat Morgensonne. Das Schlafzimmer natürlich nicht, aber das tut nichts. Mein Kranker sitzt ja am Schreibtisch.“

Obwohl es erst halb vier Uhr am Nachmittag war, lag der Park unter ihm in einem angenehmen Licht, und selbst das blaue Wasser des Sees, den er fernerhin erblickte, hatte seinen stechenden Glanz bereits verloren.

„Das alles ist schön und so friedlich,“ dachte er. „Man wird vor sich selber keine Ausrede mehr haben, wenn es mit der Arbeit auch hier nichts ist.“

Unten, in mäßiger Entfernung, gingen an

seinem Fenster zwei junge Mädchen vorbei, den Parkweg hinunter zum See. Sie hielten sich umfaßt und trällerten oder sangen.

Er dachte an Blanche Findeisen, schüttelte dann aber den Kopf. Carola und Liselotte verschwanden unter den Bäumen.

Er nahm seinen Hut, verließ das Zimmer und begab sich, eine Viertelstunde weit, auf das Postamt, wo er einige notwendige Weisungen gab. Dann ging er zurück in den Park, fragte nach der Wohnung des Badearztes, unterhielt sich einige Minuten mit dem angenehmen Manne und erklärte, daß er schwerlich in die Lage kommen werde, häufig ärztlichen Rat erfragen zu müssen, da es sich bei ihm nur um eine leichte Überreizung der Nerven und einfaches Ruhebedürfnis handle.

„Wie bei der großen Mehrzahl unserer Gäste,“ sagte der Doktor.

Als Urlaub dann in der Villa die Thür zu seinem Zimmer öffnete, um einzutreten, erblickte er Herrn Fuchs, welcher, im Reisemantel, den großen Filzhut in der Hand, inmitten des Zimmers stand.

„Sie müssen jetzt fort,“ sagte Urlaub geärgert und ohne einen Klang von Schonung in der Stimme.

Fuchs machte einen Schritt auf ihn zu, blieb

dann mit hängenden Armen und die Augen ins Leere gerichtet wieder stehen und brach, plötzlich, weinend in einem Sessel zusammen.

„Was haben Sie denn?“ fragte Urlus und faßte ihn an seinen Schultern, welche heftig zuckten. „Sie benehmen sich ja wie ein Frauenzimmer. Hören Sie auf,“ fügte er hinzu, als keine Antwort kam, „erzählen Sie Ihren Kummer! Kann ich Ihnen helfen?“

Fuchs, unter Tränen, schüttelte verzweifelt den Kopf und Urlus dachte, peinlich berührt: „Es gibt keinen Mann auf der Welt, der wildfremden Menschen solch eine Szene vorspielt, es sei denn ein Literat.“

Er wandte sich weg, setzte sich ans Fenster, sah in die Baumgipfel und ließ Herrn Fuchs weinen. Mit einem Mal fühlte er seinen Fuß von zwei Händen erfaßt und ein Gesicht auf seinen Knien. Er entzog sich dem aufgeregten Menschen.

„Stehen Sie auf,“ sagte er unwillig, „und lassen Sie endlich die Komödie, von der ich übrigens gar nicht weiß, was sie bedeuten soll. Ich glaube, wenn Sie Herrn Thomas Mann oder . . . Minger meinetwegen getroffen hätten, Sie wären ihnen gerade so nachge. . .“

Nachgerutscht wollte er sagen. Allein Herr Fuchs hatte sich gehorsam erhoben und stand da

mit einem ganz verweinten Gesicht und steif wie ein gescholtener Knabe.

„Ich bin sehr unglücklich,“ sagte er, und er sagte es so leiernd und ohne Nachdruck, daß man schon glauben mußte, es sei ihm Ernst damit.

„So — nun das weiß ich natürlich nicht,“ sagte Hermann, milder gestimmt. „Aber setzen Sie sich doch, bitte. Es hat mich jedenfalls sonderbar berührt, wie Sie sich da heute morgen — verzeihen Sie, aber es war nicht anders — mit einem Male aufgedrängt haben. Sie stehen harmlos drei Schritt von uns entfernt, während Herr Rauffmann mir Adieu sagt, und wie es zur Abfahrt pfeift, drücken Sie ihm rasch die Hand und springen mir nach, ins Coupé hinein. Ihr Gepäck? Sie hatten es bereits aufgegeben. Alles war gut vorbereitet. Eine Überraschung. Ich bitte Sie, so etwas tut man doch einfach nicht.“

Von draußen, aus der Richtung des Hauptgebäudes, hörte man ein durchdringendes und andauerndes Läuten. Hermann sagte: „Das ist wohl die Glocke zum Vesper.“

„Ich bin so unglücklich,“ sagte Herr Fuchs. Und er fuhr fort: „Sehen Sie, das Schlimme ist: ich kann so wenig und ich möchte so viel... Nun, Sie werden einwenden, das sei allgemeines Los. Gewiß, gewiß. Aber sehen Sie, Herr

Doktor, wenn ich vom Künstler auch die Produktionskraft nicht mitbekommen habe — ich weiß: ‚Anastasia‘ und auch der ‚Einsame Garten‘ sind lendenlahme Erzeugnisse, — ich habe doch die Sensibilität, um maßlos darunter zu leiden; die Sensibilität des Künstlers, jawohl, die habe ich.“

„Nun, Sie tun mir leid,“ sagte Urlus leise, „jawohl sehr . . .“ Und er stand auf und begann abgewendet hin und her zu gehen.

Fuchs drehte sich mit einem andern Ausdruck in den geröteten Augen zu ihm herum.

„. . . Aber sagen Sie mir, Herr Fuchs, erscheint Ihnen diese Art von Medizin geeignet? Was Sie da vom Gefühl der Unzulänglichkeit sagen — ich habe ja nicht die Freude, Ihre Schriften zu kennen — aber verstimmt es Sie nicht noch mehr, wenn Sie immer um Leute herum sind, die . . .?“

„Nein,“ rief Herr Fuchs laut, mit vibrierender Stimme, „wer sich ins Licht der Sonne stellt, wird selbst erwärmt.“ Bedrückt fügte er hinzu: „Ein originelles Bild ist es nicht — ich weiß.“

Urlus brach in ein herzliches Lachen aus. Er ging zu Fuchs hin und faßte ihn freundschaftlich um die Schultern. „Kommen Sie, wir wollen Kaffee trinken, Sie sind doch ein netter Mensch. Aber heute Abend müssen Sie

abreisen. Und wissen Sie warum? Ich werde neidisch; glauben Sie etwa, ich habe es nicht bemerkt, wie Sie mir heute Mittag die schöne, üppige Dame entfremdet haben, die mir gegenüber saß?“

Fuchs, sehr angenehm berührt und vollkommen getröstet, ging mit elastischen Schritten vor Urhus zur Türe hinaus.

Um sechs Uhr reiste er ab. Hermann begleitete ihn zur Station, stand, als der Zug davon war, noch einen Augenblick sinnend und blickte ihm nach. „Armer Kerl,“ dachte er. „Aber eigentlich, so groß ist der Unterschied ja nicht. Ob einer sich nach dem Erfolg sehnt oder nur nach dem Können, was verschlägt’s? Warum baue ich mir denn nicht einfach eine kleine Villa am Comersee oder sonstwo und führe ein friedliches Leben mit mir selbst und hie und da mit Guido und den paar andern Freunden und immer mit guter Musik und guten Büchern?“

Am Stationsgebäude stand ein kleiner, struppiger Esel, der in dem Wägelchen, vor das er gespannt war, irgend etwas hergefahren hatte. Hermann blieb bei ihm stehen und nickte ihm zwei, dreimal voll Überzeugung zu; der Esel schielte ihn von unten her demütig mit seinen großen Augen an.

Das Abendessen nahm Hermann auf seinem Zimmer ein; dann sah er einige Briefe durch, die ihm bereits nachgeschickt worden waren, beantwortete auch zwei von ihnen, rückte sich den Lehnstuhl ans Fenster und blickte in den sinkenden Abend hinaus. Er vernahm aus einiger Entfernung Lachen und helles Rufen, es klang wie von spielenden Kindern. Schließlich hörte das auf, und kein Geräusch blieb übrig als ein leichtes Anklatschen der ans Ufer flutenden Wellen und zartes Rauschen der Bäume vor seinem Fenster.

Nach einer Stunde erhob er sich, verließ Zimmer und Haus und begann eine Promenade durch die weitläufigen Anlagen von Seefried, eine Promenade über die im Mondlicht schimmernden Laubgänge und Plätze, die aber wenig geeignet war, ihm von dem Ganzen einen Begriff beizubringen. Er gab das Vorhaben auch bald wieder auf und ließ sich von seiner guten Laune und seinem Glück hin und her geleiten. Er gelangte über das tropfsteinverzierte Brückchen am Schwanenteich und sah die großen, schönen Vögel geduckten Kopfes im weißen Lichte schlafen. Er kam in das Tannenwäldchen, dessen Richtung die drei zusammengewachsenen Buchen aufweist, ging auch ein Stück am Wasser entlang und befand sich bald wieder hoch oben auf steinigem Grund, dort, wo

der weniger gepflegte Teil des Kurparks in vollkommene Wildnis übergeht.

Zu den Wohnungen zurückkehrend, fand er den großen baumumstandenen Hof des Mittelgebäudes schon ganz verlassen, die Vorhänge der meisten Zimmer waren indessen noch erhellt und die Fenster gegen die milde Nacht hin geöffnet; man vernahm leise Geräusche.

Hermann blieb einen Augenblick stehen und betrat dann durch die noch weit offene Thür die unteren Räume des Hauses. Er durchschritt den Konversationsaal, welcher finster und ganz verödet dalag, und begab sich in das anstoßende Lesezimmer, dessen Thüre wiederum geöffnet war, und das von einer einzigen elektrischen Flamme, über einem Klubfessel brennend, noch spärlich erleuchtet wurde. Nicht daran gewöhnt, so frühzeitig schlafen zu gehen, nahm er Platz und begann die Zeitungsblätter anzusehen, die neben ihm auf einem kleinen Tischchen ausgebreitet lagen. Er überlas die Telegramme, verglich, nicht ohne einiges Behagen, die Leitartikel zweier Blätter entgegengesetzter Richtung, die den gleichen finanzpolitischen Gegenstand behandelten, fand auch irgendwo eine recht erfreulich klingende Notiz über die italienische Aufführung seiner „Teresa“, welche ja einige Tage zuvor in Mailand stattgefunden hatte, und war eben im Begriff,

den Annoncentheil des großen Berliner Blattes aufzusuchen, das er dieses amüsanten Stoffes wegen des Östern zur Hand nahm, als von irgendwoher, scheinbar aus der Erde hervorbringend, der Laut männlicher Stimmen ihn erreichte.

Er wurde aufmerksam und glaubte bald deutlich das Klirren hingeworfener Geldstücke unterscheiden zu können. Er stand auf, sah umher, bemerkte in einer Ecke des Gemaches eine Öffnung im Fußboden und beim Näher treten eine zierliche, schmale Wendeltreppe, die nach abwärts führte.

„Ich befinde mich auf neutralem Boden,“ dachte er und betrat, etwas gelangweilt von den Zeitungen und von den gedämpften Tönen geheimnisvoll verlockt, die Stufen.

Er legte, unten angelangt, die Hand auf eine Türklinke, öffnete und befand sich am Eingang eines halbdunklen, kellerartigen Gewölbes, das sich indessen sogleich als ein komfortabel eingerichtetes Billardzimmer zu erkennen gab. Hermann erblickte zunächst keinerlei Menschen, hörte aber im Moment seines Eintretens eine hohe obwohl gedämpfte Stimme nachdrücklich sagen: „Meine Herren, wir müssen ruhiger sein. Meinen Sie, daß der Doktor sich freuen wird . . .? Und überhaupt — beim Spiel.“

Diese Worte kamen hinter einer spanischen Wand hervor, welche sich unmittelbar neben der Thür befand. Über der so gebildeten Nische lag ein mäßiger Lichtschimmer wie von einer verhängten Lampe.

„Ach, es wird gejeut,“ sagte Urlus zu sich selber. „Bei einiger Phantasie hätte ich selbst darauf kommen können.“

Er blieb zögernd und ein bisschen verlegen stehen; offenbar war sein Eintreten nicht bemerkt worden. Dann machte er einige Schritte und stellte sich vor die schmale Öffnung der spanischen Wand, in den Bereich der Lampe.

„O, Verzeihung,“ sagte er. Und nun geschah es, daß die vier Herren, welche, in ihre Karten vertieft, um den Spieltisch saßen, von einem gemeinsamen Schrecken durchzuckt, die Köpfe hoben und ihm unter ungeheueren grünen Augenschirmen hervor ins Gesicht starrten. Das sah sonderbar aus, und Hermann stand da mit einer Empfindung, die aus Beklommenheit und Lachlust gemischt war.

„Verzeihung,“ sagte er nochmals. „Ich wußte natürlich nicht . . .“

Einer der Herren erhob sich, nahm den Schirm ab und sagte mit einer lebenswürdigen und weltmännischen Handbewegung: „Herr Doktor Urlus, wenn ich nicht irre? O, der Kenner

alles Menschlichen wird uns nicht verraten. Kur-
gemäß ist die Beschäftigung vielleicht nicht. Ein
kleiner Poker . . .“

„Aber ich bitte Sie,“ sagte Hermann,
„Poker — ein scharfsinniges Spiel . . .“

„Ja, es kommt gleich hinter dem Pferde-
stehlen,“ sagte der Andere. Dann stellte er sich
mit dem Namen Leippbrand vor, und Hermann
gab ihm die Hand. Es war ein älterer, aber
sehr frisch und soigniert aussehender Herr von
einnehmendem Wesen.

„Erlauben Sie,“ sagte er: „Herr Major
Lederer, Herr Kammer Sänger Klein, Herr Pnio-
wer.“

Pniower sagte: „Wie wär's, Herr Doktor,
wenn Sie noch ein halbes Stündchen mitmachten
oder ein Stündchen!“

„Wirklich, es wäre sehr angenehm,“ fügte
der Kammer Sänger hinzu.

„Major Lederer bemerkte bloß: „Wir müßten
die lange Karte nehmen.“

Urlus sagte: „Es ist allerdings ziemlich
lange her, daß ich nichts gemacht habe als hie
und da ein Baccarat. Zum Beispiel ist mir die
grüne Maschinerie, deren Sie sich bedienen, ganz
und gar rätselhaft.“

Direktor Leippbrand erklärte ihm, daß diese
Augenschirme eine amerikanische Erfindung und

von dem Kammerfänger mit nach Deutschland gebracht worden seien.

„Allerdings,“ sagte Klein, „ich führe stets einige davon mit mir herum. Sie sind bei Poket durchaus notwendig.“

„Gewiß,“ antwortete Urlus höflich, „der Ausdruck des Gesichts soll nichts verraten. Poket will überhaupt verstanden sein.“

Dies bestätigte sich für Hermann Urlus binnen kurzem, denn nach Verlauf von kaum einer halben Stunde hatte er durch sein undiszipliniertes Spiel die Summe von achthundertfünfzig Mark verloren.

„Ich schiebe,“ sagte Herr Klein.

„Zweihundert angesetzt,“ rief Urlus und blickte eifrig auf die Chancentafel, die er sich vor Beginn des Spieles hatte diktiert lassen, um seinem Gedächtnis aufzuhelfen.

Er wiederholte: „Zweihundert.“

„Hundert ist Limit,“ sagte Major Lederer tadelnd.

Jedermann hielt sich zurück und Urlus gewann fast nichts auf seine vorzügliche Karte.

„Flushstraight,“ rief er, und deckte sein Spiel auf. „Ist es nicht jammerschade?“

Aus dem Ton seiner Worte klang durchaus kein Bedauern über den entgangenen Gewinn, er schien sich nur ganz im Allgemeinen darüber

aufzuhalten, daß einer so bedeutenden Ursache eine so geringe Wirkung entsprach.

Die andern sahen sich unter ihren Schirmen hervor verständnisvoll an. Nur Pniower fühlte sich zu einer mahnenden Bemerkung veranlaßt.

„Sie dürfen nicht so hoch anwetten,“ sagte er, „wenn Sie eine gute Karte in der Hand haben. Dann geht ja keiner mit.“

Zimmerhin empfand auch er, zugleich mit den übrigen Herren, eine Regung süßer Zufriedenheit; die anständigste Gesellschaft von der Welt triumphiert schließlich gern über einen Außenstehenden, wenn es auf Grund von Eigenschaften geschehen kann, die ihm allein fehlen, und die er vielleicht gering schätzt. Unbestreitbare Tatsache ist es jedenfalls, daß sich Hermann Urlus nach Verlauf einer kleinen Stunde mit völlig geleerter Briefftasche erhob, was einem Verluste von annähernd siebzehnhundert Mark gleichkam.

„Blödsinnig,“ sagte er, als er ins Freie hinausstrat, und damit war die Angelegenheit so ziemlich erledigt . . .

Durch das Thor, das nach der Landstraße führte, und das auch des Nachts nicht versperrt zu werden schien, kamen zwei Frauen in den Hof. Sie waren in Hut und Überwurf und kehrten offenbar von einem Spaziergang zurück.

„Nun ja,“ sagte sich Urlus, „es ist ja auch

höchstens elf. Raum bin ich einen Tag hier und schon finde ich es sonderbar, daß jemand um elf Uhr noch auf ist.'

Die beiden Frauen gingen im Mondlicht über den Hof und näherten sich der Thür, welche in den einen Seitenflügel hineinführte. Die rechts gehende, ältere Dame trug eine schwarze Mantille und ein schmales, hoch aufgebautes Kapott= hütchen; übrigens war sie ebenso groß wie ihre Begleiterin. Diese, leicht ausschreitend und sehr schlank, war in einen dunklen, langen Spitzen=shawl gehüllt, aus dem unten ein weißer wiederum schwarzeingefasster Rock hervorsah.

Urlus hörte die Stimme der älteren Dame: „. . . machen Sie sich doch keine Gedanken über Ihre Pflichten, liebes Kind, Sie sind schön, Sie sind eine Freude für die Menschen, das ist genug . . .“

Urlus, auf seinem Platze stillstehend, hörte diese Worte, während die beiden Frauen die Treppe zum Eingang hinauffstiegen und im Hause verschwanden. Die guten Worte aus dem Munde einer bejahrten Frau, gesprochen zu einer jungen, gefielen ihm, bewegten ihn sogar und begleiteten ihn bis an die Schwelle der Träume.

Als sich Hermann am Morgen zum Garten-
saal begeben wollte, wo in Seefried das erste
Frühstück eingenommen wird, traf er den Major
Lederer und Pniower, die von der andern Seite
kamen.

„Halloh Doktor,“ rief Pniower von weitem
und schwenkte seine fleischigen, weißen Hände, die
an viel zu kurzen Armen saßen. „Schon auf?
Gut bekommen?“

Hermann reichte beiden Herren die Hand:
„Na, gut bekommen . . .“ sagte er mit einer scherz-
haft ärgerlichen Miene. „Es kann eine teure
Kur werden, wenn das so weitergeht.“

„Wie gesagt, Doktor,“ entgegnete Pniower
und schien sich zu einer längeren Auseinander-
setzung bereit zu machen, „Sie dürfen nie gleich
so hoch anwetten . . .“

„Lassen Sie's gut sein, Pniower,“ sagte
der Major, und man betrat die Treppe zum
Garten-saal.

Urlus fiel etwas ein. „Sagen Sie, ich habe hier in Seefried Grüße zu bestellen an ein Fräulein — warten Sie — Findeisen. Ist das richtig?“

„Blanche, selbstredend,“ sagte Pniower.

„Fräulein Findeisen, gewiß,“ antwortete der Major. „Der alte Findeisen ist ein Freund von mir; netter alter Knabe.“

„Da drüben sind sie,“ bemerkte Pniower.

Blanche saß mit Liselotte in der Nähe des großen Fensters, das die Südseite des Raumes einnahm. Die Beiden unterhielten sich eifrig, und dabei machte Blanche Liselotte ein Honigbrot zurecht, schnitt es in Stücke, wie einem kleinen Kind, und reichte es ihr lächelnd hin. Liselotte lachte, nahm stürmisch Blanches Hand in die ihren und fing dann mit großem Appetit an zu essen.

Die Herren gingen hin und der Major stellte vor. Sie nahmen den Damen gegenüber Platz, der Major verließ jedoch bald seinen Stuhl und begab sich auf die andere Seite hinüber. Urlus befand sich, zum ersten Male seit Monaten, in guter, ja in besonders froher Laune.

„Weiß Gott ja, Guido,“ meinte er zu sich selbst, „es verlohnte sich, von dieser jungen Dame zu reden.“

„Ich muß Sie herzlich grüßen von Herrn

Kauffmann," sagte er. „Guido erinnert sich mit so vielem Vergnügen an Ihren Besuch.“

„O, der Maler," antwortete Blanche, „damals war er eigentlich eher grob.“

„Damals?" fragte der Major Lederer, „wer ist denn dieser Herr Kauffmann?"

Allein er erhielt keine Antwort oder so gut wie keine, und Liselotte, die für Blanche irgend eine Gefahr ahnte, verwickelte ihn in ein interessantes Gespräch. Sie erfand, alles aus Sorge für ihre zärtlich geliebte Blanche, einen langen Brief, der gestern aus Köln eingetroffen sein sollte, richtete Grüße aus, teilte Einzelheiten mit über Papa, Mama und den Bruder und erreichte ihren Zweck.

Pniower seinerseits widmete sich vollkommen dem Genuß seines Frühstücks, und es kann nicht geleugnet werden, daß dieses Seefrieder Frühstück ungeteilte Aufmerksamkeit verdiente. Er goß sich eine Tasse des leichten Tees ein, nahm aus dem zierlichen Nickelgestell drei oder vier Schnitten Toast, die man ihm stets besonders weich und nur ganz schwach gebräunt herrichten mußte, bediente sich mit Butter, Gervais und „Pain" von Rebhühnern, mit einigen Scheiben duftender Dachsenzunge und etwas Roastbeef und verschloß alle Sinne gegen die Umwelt.

„Ja, es war der Bildhauer," sagte Blanche

Findeisen, „welch ein Werk! Sie kennen es ja natürlich genau; vor zwei Jahren war's auf der Ausstellung.“

„Gewiß, gewiß, ich kenne es genau,“ sagte Hermann, und in seinen Augen wurde eine Trübung bemerkbar. „Ja,“ fuhr er fort, „komisch, wie ich mich da gestern mit Guido getroffen habe, rein zufällig. Er blieb natürlich nicht freiwillig in dem Nest, so wenig wie ich. Aber geholfen hat es ihm wenig . . .“

„Wie bitte?“ fragte Blanche.

„Ach, das ist eine witzige Geschichte, ich muß sie Ihnen gelegentlich erzählen.“

„So,“ meinte er zu sich selbst, „gelegentlich, ich habe es gut vor! Immerhin, es lohnt sich, sie des Öftern anzusehen. Schon wie sie isst und trinkt! Alle jungen Damen verstehen zu essen, aber dies hier ist schon mehr Kunst als etwas Anderes.“

In der That bewegte Blanche, die übrigens im vollen, strahlenden Licht der einfallenden Morgen- sonne darsaß, ihre Hände auf eine unvergleichlich leichte und graziöse Art; die Überlegung einer raffinierten Bühnendame hätte das Ineinander von leichtem Gespräch und notwendigen Gesten nicht edler und selbstverständlicher gestalten können.

„Kasse,“ sagte sich Hermann, „ganz ver-teufelt gute Kasse,“ und er sah prüfend auf Liselotte hin,

welche die Gabel bereits niedergelegt hatte und sich ganz dem Major widmete.

„Auch sehr gut, wirklich sehr gut,“ dachte Urlus, während er das feine Oval des jungen, blaffen Gesichtchens mit den Augen umfaßte und dann im Besondern auf den schmalen Brauen und dem zartgeformten Kinn verweilte. Die Kleine merkte, daß er sie ansah und wurde verlegen; sie war überhaupt älteren Leuten gegenüber fast kindlich scheu und machte nur in wenigen Fällen eine Ausnahme, wie etwa bei dem Major Lederer, den sie als einen harmlosen und ziemlich unbegabten Herrn sogar mehr von der heitern Seite nahm.

Bianche erzählte Hermann mit vielem Witz und leise eine Klatschgeschichte aus der Seefrieder Gesellschaft, die ihn zum Lachen brachte. Sie fügte wie immer hinzu, „es sei zwar eine Schlechtigkeit, dergleichen zu verbreiten, aber es gäbe leider nichts Netteres als ein wenig Medisance.“

„Wer das schon sagt,“ antwortete Urlus und lachte, „mit dem steht es nicht so schlimm.“

Er rief das bedienende Mädchen zu sich her: „Ach Fräulein,“ sagte er, „haben Sie die Güte und bringen Sie mir ein Glas Sherry.“

„Bedaure,“ sagte das Mädchen, „zum Frühstück dürfen keine geistigen Getränke verabreicht werden.“

Urlus machte ein respektvolles Gesicht.

Blanche lachte.

„Ja, Doktor, daran müssen Sie sich nun gewöhnen,“ sagte Pniower und aß weiter.

„Überhaupt, gnädiges Fräulein,“ sagte Urlus, „ich habe die Kur gut angefangen. Wissen Sie, womit ich mich gestern Abend beschäftigt habe? Sie raten es nicht . . . Sie brauchen es auch nicht zu raten,“ fügte er mit einem Blick auf den Major hinzu, denn er besann sich rechtzeitig.

„Ach, geizt,“ meinte Blanche, „glauben Sie denn, ich wüßte nicht, daß da unten bei den Billards eine kleine Lasterhöhle eröffnet ist? Wozu haben wir denn den Major?“

Jederer wurde ein bißchen rot. „Hätte ich wirklich was verraten, Biancachen?“ fragte er und blickte verlegen auf die beiden anderen Herren.

„Ach das schadet sicher nichts,“ sagte Urlus.

„Auf Fräulein Blanche ist Verlaß,“ bemerkte Pniower und frühstückte weiter, ohne aus der Fassung gekommen zu sein.

Der junge Herr Weiß ging vorüber und verbeugte sich. Es war ihm anzusehen, daß er gern Platz genommen und sich ins Gespräch gemengt hätte, es schien aber eine Verlegenheit auf ihn zu fallen, und er brachte es nicht fertig.

„Wie früh er heute aufgestanden ist, der Herr Weiß!“ sagte Blanche zu Urlus. „Sonst schläft er immer bis Mittag. Ich wette, das gilt Ihnen.“

„Aber wieso?“ fragte Urlus, „wer? dieser junge Herr?“ Und er blickte flüchtig auf.

„Das ist auch ein Dichter,“ sagte Pniower. „Vor acht Tagen hat er im Konversationszimmer Gedichte von sich selber vorgelesen, lauter so kurze Sachen.“

„Ach,“ sagte Urlus.

„Wissen Sie was, Doktor,“ fuhr Pniower. der sein Frühstück beendet hatte, behaglich fort: „Es gibt nichts Ärgeres als Studenten, die dichten.“

„Wieso denn, Herr Pniower?“ fragte Blanche.

„Ich habe da zwei Messen in Breslau, Juristen, ganz nette Jungen sonst, aber die Dichterei . . . Beide haben sie Versbücher geschrieben, und gedruckt sind sie worden bei einem Herrn Miehle in Bielitz. Dicks Papier, ausgefrantzt, und so große Buchstaben. Mir gewidmet. Na — Sie können sich denken . . .“

Alle fingen an zu lachen.

*

„Ja, man kann sich nicht davon frei machen.“

„Wovon, gnädiges Fräulein?“

„Vom Spiel.“

Urlus lachte. „Ach nein, es ist wirklich keine Leidenschaft bei mir. Man kann dergleichen auch gelegentlich betreiben, genau wie Whiskytrinken oder eine Amour.“

„Schöne Vergleiche!“

Man hatte sich beim Schwanenteich getroffen, rein zufällig. Es war bereits kühl im Garten und in den Büschen lagen die tiefen Schatten des Spätnachmittags.

„Wollen wir uns nicht setzen, gnädiges Fräulein? Wo haben Sie übrigens Ihre Erfahrungen her?“

„In Bezug aufs Spiel? O, Sie ahnen nicht — ich bin da ziemlich verderbt. Die Sache fing an, als ich vor zwei Jahren in Blankenberghe war.“

„In Blankenberghe? Ach so, Ostende.“

„Zawohl, ich war jeden Nachmittag drüben, heimlich meistens. Spaziergänge wurden vorgeführt. Jeden Nachmittag so ziemlich. Zawohl.“

„Das wundert mich. Baccarat ist doch im Grund eine recht fade Sache? Ich habe es in letzter Zeit auch ein paarmal gespielt.“

„Ich überlege mir immer,“ sagte Blanche, „was da für Riesensummen von Arbeit so mir nichts dir nichts über den Tisch geschoben werden. Das ist interessant. Und dann — na, ich brauchte Geld.“

„Oh.“

„Schulden, wissen Sie.“

Urlus sah belustigt auf. Eine junge Dame, aus vortrefflicher Familie offenbar, mit Schulden, die sie durch einen Ostender Gewinn bezahlen will . . .

„Ja,“ sagte Blanche, „Buchhändler, Bilderhändler, aber natürlich auch die Modistin . . . Es ist unglaublich, was zwanzig Jahre für eine lange Zeit sein müssen: meinen Sie, Mama erinnert sich noch daran, was das alles kostet, Hüte, Shawls, Muffe und dergleichen? Keine Spur.“

„Eigentlich nicht ganz sympathisch, wie sie von ihren Eltern redet,“ dachte Urlus. Laut sagte er: „Nun, und hat es geholfen damals?“

„Ostende? Keine Spur. Beichte und Krach.“ Sie lachte und schwieg dann plötzlich.

Jrgendwo blinkte ein helles Kleid durch die Büsche.

„Vielleicht Liselotte,“ sagte Blanche und rief. Aber es kam keine Antwort.

Und nun begann sie, in dem Gefühl, daß etwas gut zu machen sei, und dann auch, weil sie von alldem seit einigen Tagen wirklich recht stark beschäftigt wurde, jene eigentümlichen Abendstunden zu erzählen, die sie jüngst mit Liselotte verbracht hatte.

Er schwieg, und aus eigenen Stücken fügte sie ihre Betrachtungen hinzu, erst um zu reden, dann weil der Gegenstand sie mitriß. Es war nicht zu leugnen, daß einige ihrer Äußerungen einen übertriebenen und erstaunenden Charakter trugen, so wenn sie erklärte, daß die Fähigkeit des Menschen, Zusammenhänge zu überblicken, Probleme mit dem Gefühl zu erfassen — daß diese Fähigkeit niemals stärker sei als bei ganz jungen Menschen, und daß sie abnehme schon von den Jahren an, die man gewohnt ist als die Jahre der geistigen Unmündigkeit zu betrachten.

„Was haben wir denn schließlich später noch?“ sagte sie, „ja, was haben wir noch? Im besten Fall Routine, das heißt wir wissen Formeln zu gebrauchen, die früher einmal einen Inhalt für uns gehabt haben. Das ist es; ich pfeife auf den reifen Geist. Natürlich,“ und sie beugte sich ein wenig vor bei dem zarten und ernstgemeinten Kompliment, „anders ist das alles bei einer bestimmten, ganz bestimmten Art von Menschen, die es hier über die gewohnten Jahre hinaus so gut haben wie zur Zeit ihrer Jugend. Das ist es ja doch,“ fügte sie stockend hinzu, „was den Künstler ausmacht, die Reife des Mannes vereinigt mit der unverlorenen Fähigkeit, alles wie neu und wie zum ersten Male zu erfassen . . .“

Es mußte beinahe Wunder nehmen, daß Urlaub bei diesen Worten einer jungen Dame, die er seit ein paar Tagen kannte, Worten, denen nicht viel Außerordentliches anhaftete, aus denen aber ganz ohne Zwang ein leidliches Gespräch sich hätte ableiten lassen, daß er diesen Worten einen beinahe trüben, schweigenden Ernst zu widmen für richtig fand. Ja, daß seine Augen einige Male, während Blanche sprach, mit dem deutlich erkennbaren Ausdruck eines persönlichen Schmerzes sich seitwärts ins Gebüsch verirrtten.

Hernach, auf seinem Zimmer, ging er noch eine ganze Weile nachdenklich auf und ab, nahm endlich aus einer Seitenlade des Schreibtisches ein braunledernes Portefeuille und begann zu suchen. „Wieder keine Formulare mitgenommen. Jedesmal vergesse ich's.“

Er legte die Briestafche weg, entnahm dem Mittelfach des Schreibtisches einen kleinen, dünnen Papierbogen, überlegte sich das Datum und schrieb, wobei er sich einmal kurz zu besinnen schien, Folgendes:

Königliche Landesbibliothek! Ich erlaube mir die höfliche Bitte um Zusendung des Jahrgangs 76 der Sybelschen Historischen Zeitschrift; es ist mir um einen Aufsatz von Köhricht über den Kinderkreuzzug zu tun. Ferner wäre noch von Interesse für mich desselben Köhricht „Ge-

schichte des Königreichs Jerusalem“, von der ich jedoch nicht weiß, ob sie in der K. Bibliothek vorhanden ist. Ich bin usw.

Dies luvertierte er, schrieb die Adresse und frankierte. Dann kleidete er sich sorgfältig für das Mittagessen um, nahm den Brief mit hinüber und steckte ihn selbst in den Postkasten, der zur allgemeinen Bequemlichkeit im Vestibül des Haupthauses angebracht war.

Er war fast diesen ganzen Tag mit Blanche zusammen, einmal in Gesellschaft von Liselotte, einmal auch in der des jungen Weiß, der es doch noch erreicht hatte, daß man ihn vorstellte, und der dann reichlich eine halbe Stunde von sich selber sprach.

Blanche gefiel ihm gut; die Nähe dieser, wie ihm schien, leichtfertigen zugleich und nachdenklichen, mondainen und eigenartigen jungen Dame tat ihm wohl. Als er am Abend sich von ihr verabschiedete und durch die Galerie zum Garten ging, kamen ein paar junge Mädchen vorbei, die untergefaßt gingen und lachten. Ein leichtes Parfüm wehte her.

„Ambrosee,“ dachte Hermann, „nach meinem Geschmack eigentlich nichts für so ein junges Ding.“

Und während er unter der Glasveranda hervor in den mondüberflimmerten Hof hinaus trat und hier unter dem Himmel einen Moment stille stand, glaubte er wieder den eigentümlichen

kühlen Duft zu spüren, den er in Blanches Nähe wahrgenommen hatte, und der sich mit ihrer Stimme und ihren Bewegungen zu einer frischen und wohlthätigen Wirkung vereinigte.

Urlus reckte die Arme ein wenig und blickte, fast wie am vergangenen Abend, zu den entfernteren Zimmern des ersten Stockes hinauf, von denen mehrere erleuchtet waren. Eines ward in diesem Augenblicke hell. All die lichtschemmenden Gardinen an den offenen Fenstern bewegten sich beim Anhauch der kühl durchwehten Nacht wie eine sanft atmende Brust.

„Man fängt bereits an, sich etwas jungenhaft zu benehmen,“ sagte Hermann prüfend zu sich selbst.

Er wollte, günstig aufgelegt wie er war, diesen Abend arbeiten, beschloß aber, zuerst noch ein wenig an die Landungsbrücke hinunterzugehen. Das letzte Dampfboot war sicher noch nicht angekommen, und Liselotte hatte ihm erzählt, das sei immer besonders schön, vor allem das blaue Licht hinten am Schiff.

Wieder schliefen beim Schwanenteich die großen Vögel, weiß leuchtend im Mond, den Schnabel im Gefieder versteckt.

Als sich Hermann, um ein Gebüsch biegend, der Bank näherte, die am Steg unten stand, bemerkte er, daß dort bereits jemand Platz ge-

nommen hatte, und nähertretend erkannte er den jungen Weiß, welcher in einer nachdenklichen und wohlgefügtten Haltung, die Arme auf der Brust verschränkt, übers Wasser hinausblickte. Als der junge Weiß des Herankommenden ansichtig wurde, erhob er sich mit einem nahezu militärischen Ruck und grüßte sehr tief.

„Dich habe ich eigentlich gesucht,“ dachte Urlus, aber laut sagte er: „Ah Herr Weiß — nicht wahr ein schöner Abend! Wundern muß man sich, nicht die ganze Kurgesellschaft hier beisammen zu finden.“

Der junge Weiß schwieg bedeutend.

„Ja, sehen Sie,“ sagte Hermann, ein wenig übertrieben laut, „sehen Sie, wenn Sie nun ein junger Mann von achtzehnhundert wären, dann würden Sie mir etwas entgegen von den schönen Seelen, die stets und überall allein sind oder dergleichen. Aber es ist wahr, wir haben alle nicht mehr recht den Mut zu unserer Sentimentalität.“

„Ich denke,“ antwortete der junge Weiß mit einiger Würde, „es ist eher ein Glück, daß wir es verlernen sentimental zu sein.“

„Ja, das sagen Sie so.“ Urlus geriet aus Ärger in eine Art von Redseligkeit. „Aber wenn Sie nun bedenken, wie oft zum Beispiel beim Allergößten in der Kunst die starken

Wirkungen hart an der Marlitt herunterstreifen . . .“

„Das Alltägliche mit einem großen Gefühlsaufwand umgeben, gewiß, so wird eine Wirkung erzielt —,“ sprach der junge Weiß, „und vielleicht ist es überhaupt das Geheimnis der großen inneren Effekte, daß das Allgemeine und Gewöhnliche zum erstenmal wieder mit ungetrübten Augen angesehen wurde und aufs Geratewohl herausgesagt.“

„Ja, ja, ja, ja,“ sagte Urlus, der über sich selbst zornig war. Er erinnerte sich natürlich nicht daran, wie anders er am Nachmittag Blanche Findeißens ganz ähnlich lautende Worte aufgenommen hatte.

Der junge Weiß, dem es sehr gut paßte, in einer angenehmen Nacht mit einem bedeutenden Manne bedeutende Gespräche zu führen, hatte bereits den Mund geöffnet, um in seinen Darlegungen fortzufahren, als mit einem Mal die Stelle, wo sie beide saßen, in stärkeres Licht getaucht erschien.

Um die Krümmung der Seebucht kam, der eigentümlichen Wasserverhältnisse wegen sich ganz nahe am Ufer haltend, ohne großes Geräusch das erleuchtete Spätboot. Sie drehten sich um.

„D, sehen Sie,“ sagte Hermann in völlig

verändertem, beinahe kindlichem Tone, „ist es nicht wundervoll?“ Er sah einige Augenblicke hin. „Wirklich, will man sich von Glanz und Festlichkeit eine Vorstellung machen, — wissen Sie, Herr Weiß, so in der Eile und ohne großen Aufwand —, dann braucht man nur an solche Kajütenlufen zu denken, wie sie sich im Wasser spiegeln und wie ihr Spiegelbild mitfährt. Man hört doch einfach Musik!“

Das Boot legte an. Ein schläfriger Kommandoruf wurde laut und die Brücke geräuschvoll wieder zurückgezogen.

„Jetzt kommt das blaue Licht,“ sagte Herrmann.

Wirklich wurde, als das Schiff sich entfernte, hoch an seinem hinteren Ende eine blaue Laterne sichtbar, deren milder Schein sich matt und beinahe nur wie Mondlicht im Wasser brach. Dieses blaue Licht hatte etwas Geisterhaftes und Trauriges.

„Haben Sie heute Abend Glück gehabt, Herr Doktor?“

„Bitte wie?“

„Nun bei Ihrem Pokern.“

Der Teufel mochte wissen, woher er das hatte.

„So?“ sagte Urlus, „spielen die Herren jeden Abend? Aber Sie selbst — Sie beteiligen sich wohl nie am Spiel?“

„Nein, ich habe den Grundsatz, mich dergleichen Leidenschaften zu verschließen.“

„Wie schön, Herr Weiß, Sie spielen nicht, Sie trinken nicht, gewiß haben Sie sich noch nie in Ihrem Leben verliebt.“

„Herr Doktor!“ sagte der junge Weiß, und er sagte es genau in dem Tone, der hier zur Anwendung zu kommen hatte; hierauf in etwas lässigerem: „Ich muß mich gerade jetzt zusammennehmen, ich bin mit einer Arbeit beschäftigt.“

Und als Urlus nichts antwortete, fügte er hinzu: „Ein Buch . . .“

„So, eine Arbeit?“ sagte Hermann, „ich dachte, bisher haben Sie nur Gedichte gemacht.“

„Gewiß — auch das neue. Eine Sammlung, Sie verstehen. Ich habe mit der Form zu ringen.“

„Im Gegenteil,“ antwortete Urlus, den der junge Weiß bereits am Nachmittag mit vier oder fünf seiner Hervorbringungen bekannt gemacht hatte, „im Gegenteil, Sie haben gar nicht mit der Form zu ringen. Ihre Verse sehen aus wie ziemlich leichte Siege. Aber wir können von etwas Anderem reden . . .“

Das Gespräch mit dem jungen Manne hatte ihm eine Art von körperlicher Übelkeit verursacht, und er empfahl sich, um sein Zimmer aufzusuchen; aber Herrn Weiß ließ er unbe-

friedigt zurück, argwöhnisch, verlegt, als einen Feind.

Droben kühlte er sich die Stirn, trat ins Wohnzimmer und öffnete beide Fenster.

„So,“ sagte er entschlossen, und machte sich an seine Arbeit.

Allein als er die Blätter mit dem Entwurf zu seinem zweiten Aufzug vornahm, sahen ihn die Züge seiner Hand kalt und wie entfremdet an.

„Ich muß,“ sagte er; „ich sehe nicht ein, warum es heute nicht gehen soll. Es sind jetzt zwei Monate . . . zwei Monate! Und das Stück soll spätestens im Dezember auf der Intendanz sein.“

Er fing an, nach seiner Skizze auszuarbeiten. Aber schon beim zweiten Dialogabsatz stockte er.

„Die Menschen reden nicht so, kein junges Mädchen redet so . . .“

Und er hörte Blanchés Stimme, wie sie von Frau Richter erzählte.

„Blanche und noch einmal Blanche! Pensez à votre affaire!“

„Kein junges Mädchen redet so, nein, — aber mein Gott, das weiß ich doch längst, das sollte ich wirklich allmählich kapiert haben, daß, was wir auf der Bühne Wahrheit nennen, noch immer eben nur die Wahrheit der Bühne ist, und

daß man aus der Höhe und Ferne anders reden muß als Aug in Auge. Dummheiten!

Er schrieb weiter.

Und überhaupt dieser lächerliche Gedanke, als hätte ich mir früher, bei meinen ersten Sachen, derartige Dinge gar nicht überlegen müssen! Ich habe sie mir gerade so überlegt. Aber das ist es: ich fange an alt zu werden und ich sehne mich nach den Geschmacklosigkeiten von damals.

Bald werde ich, wie nach meinen alten Kunstfehlern, nach dem ersten kleinen Variété-mädel die Arme ausstrecken, mit dem ich ein Verhältnis gehabt habe.

Und doch, wenn ich mich aus dem „Nordischen Land“ an den einen Monolog erinnere: es waren Sterne darin . . .

Keine Rückblicke, bitte! Weiter arbeiten, einfach weiter arbeiten! Man kann dergleichen Dinge auch nüchtern nehmen: tägliches Pensum zwei Szenen, der Plan liegt fertig vor mir da. Zwar . . . vielleicht ist diese Methode wirklich nichts für mich, dieses gleichmäßige Sichforttasten an einer ausgespannten Leine. Ich habe es ja letztes Jahr erlebt bei . . . bei . . . nun, gleichviel, der innere Zusammenhang ging dem Charakter verloren.

Wenn im Shakespeare irgendwo in einem ersten Akt irgend ein Ritter irgend etwas sagt

und dann drei Akte lang nichts und am Ende des fünften wieder ein paar Worte, so ist's eben derselbe Ritter und ein festgeformter Mensch.

„Man muß nicht gleich an den lieben Gott denken . . .

„Warum an den lieben Gott? Kann man nicht die beiden Szenen zufällig am selben Tag niedergeschrieben haben?

„Das ist Verkleinerung.

„Ach, wenn nur das groß wäre, was sich nicht zergliedern läßt — nichts wäre groß.

„Was soll das alles? Es geht heute einfach nicht. Irgendwie scheint mich das Alleinsein zu bedrücken; es ist eine Art von Sehnsucht in mir lebendig . . .

„Wahrhaftig, man muß es eine Schande nennen: da ist Frau Adele, da ist Cilli, nein, da ist Blanche . . . Ja, ich wollte, es wäre jetzt jemand hier; es gäbe irgend eine lebendige Nähe zu fühlen . . . Mein kleiner, toter Foxterrier würde es auch tun.“

„Ausflüchte! Ich will eben nicht, ich — kann nicht . . .“

Und hier, nach so viel innerem Reden, überkam Urlaub, vielleicht zum erstenmal, das wahre Bewußtsein dieser Möglichkeit.

Er stieß einen halbunterdrückten Schrei aus und griff so hart nach der Seitenbrüstung des Schreibtisches, daß ihm ein Fingernagel zerbrach.

„Mein Gott,“ dachte er, „es darf nicht sein; ich habe es all die Wochen gedacht, aber es darf nicht wahr sein . . .“

„Gut, ich höre auf für heute Man hat seine schlimmen Tage; es ist ein schlimmer Tag . . .“

Er trug die Schreibtischlampe, nachdem er alle Papiere eilends weggeschoben, auf ein vier-eckiges Tischchen, das beim Divan stand, holte sich, ungleichen Schrittes und fast schwankend, vom andern Zimmer ein Kissen und breitete es in übertriebener und nervöser Sorgfalt auf das Kopsende der Chaiselongue.

„Hat da nicht vorhin der Band Shakespearre gelegen? Gut, gut, ich habe ihn zurückgestellt . . .“

„Vorhin? Ich muß seither etwas sehr Böses erlebt haben. Lassen wir es!“

Und er blieb inmitten des Zimmers stehen und sagte laut, jedes Wort stark betonend: „Es war überhaupt gar nichts.“

Dann trat er an den Wandschrank und nahm einen Band.

„Ich lese, was Cordelia sagt, die Ungeschickte, Arme, im ersten Akt und dann — hernach — wie sie den Vater wiederfindet.“

Als er Platz genommen hatte und das schön gebundene Buch aufschlug, fiel ein Zettel

heraus mit seiner Handschrift. Er hielt ihn ans Licht und las die Worte, die darauf geschrieben standen:

Was du erschuffst, du Meister groß und alt,
Wie das aus diesem ganz vergilbten Band
In starken Fluten zu mir überwallt,
Fühl ich dich ganz — so bin ich dir verwandt.

Als Hermann diese einfachen und gar nicht traurigen Worte gelesen hatte, die er selbst vor ziemlich langer Zeit einmal begeistert niedergeschrieben, war es um seinen Gleichmut geschehen.

„Vorbei,“ dachte er — „vorbei also,“ und es dauerte sehr lange, ehe er sich auf irgend etwas Anderes besann. Mit zusammengepreßten Händen saß er da, starr und den starren Blick auf eine Stelle der Wand gerichtet.

Es ist ja schwer zu begreifen, warum gerade diese simplen Verse es waren, die sein Gemüt in einen derartig verzweifelten Zustand versetzten. Vielleicht lag es daran, daß sein Geist den Wirkungen der gebundenen Rede so unvergleichlich mehr preisgegeben war. Die letzten Tränen, deren er sich entsinnen konnte, hatte er beim Begräbnis eines ihm ganz gleichgültigen Theaterdirektors vergossen, als ein ältlicher Schauspieler mit übertriebenen und unwahren Gesten eine Anzahl mäßiger Verse hersagte, welche dieser

Schauspieler selbst oder ein Kollege von ihm fertig hatte.

Endlich aber und mit einem Male lösten sich Hermann die Glieder, sein Blick war wieder lebendig, ein warmer, tröstlicher Gedanke schien ihm fast den Frieden wiederzugeben.

Er stand auf und entnahm der Schublade des Schreibtisches ein Kästchen, das er zum Licht hintrug und öffnete.

Von den vielen beschriebenen Blättern, die es enthielt, las er das erste ganz durch, sorgfältig und mit deutlicher Freude, dann das zweite, das dritte und alle, alle . . . Auf der Platte des kleinen Tisches häuften sich die Blätter mit der schönen, ebenmäßigen Handschrift.

Immer und überall führte er Guidos Briefe mit sich, und nun, da es innerlich so schlecht um ihn stand, waren sie ihm eingefallen. „Was ist Mißstimmung, was Traurigkeit, was Angst, solange ich dies noch habe, solange ich dich noch habe . . .!“ Es darf nicht verheimlicht werden, daß Urlaub, fast nach Art überschwenglicher und romantisch fühlender Jünglinge, mehr als einen von diesen Briefbogen zärtlich in beide Hände nahm und wohl gar küßte.

Und dann, nachdem er sich neuen Mut geholt hatte, begann er, des eben Vergangenen ganz und gar uneingedenk, sich mit Sachlichkeit zum

hundertsten Male an den Vorzügen dieser Briefe zu erfreuen. An ihrer besonderen, oft beinahe seltsamen Sprache, an ihrer unendlich lebenswürdigen Art, Bedeutsames und Bedenkliches zu sagen, und an vielem Andern, was vielleicht niemand außer ihm hätte herausfinden können.

Als er sie aber dann wegschließen wollte, überkam ihn das Gefühl der Dankbarkeit wieder mit großer Kraft.

Er lehnte sich fest mit beiden Händen auf das Kästchen und mit geschlossenen Augen.

„Du Trost der Welt!“ sagte er vor sich hin, und es war das Innigste, was ihm nur einfallen konnte, obgleich er nicht recht wußte, woher ihm die Worte eigentlich kamen.

Einige Tage später erhielt Hermann mit der ersten Post am Morgen einen Brief seines Verlegers, der besagte, das Deutsche Theater in Moskau habe seine ‚Teresa‘ unter außerordentlichem Beifall gespielt. Und obgleich er zu wissen glaubte, daß die ‚Teresa‘ ein miserables Stück sei, obgleich er sich ganz gut an die bedächtige und berechnende Art erinnerte, in der es zustande gekommen war, so versetzte ihn die Nachricht doch in heitere Laune. Ja, wie sehr er sich auch derartige Phantasieen glaubte abgewöhnt zu haben, so kam ihm nun doch, auf einem fröhlichen Spaziergang durch den Park, die Vision von Gedankenfäden, welche einen Planeten umspinnen. Und das Wort irgend eines Dichters fiel ihm ein: ‚Ihr, deren nächtliche Lampe den ganzen Erdball erhellet‘ . . . Ach ja, man kam wieder zurück in die alten Träume, man sagte sich, daß, was in der Gegenwart so laut und mächtig klang, notwendig einen Nachhall haben werde. ‚Non omnis moriar . . .‘

In diesem Augenblick begegnete ihm Blanche. So völlig zufrieden war er, daß das Wort ‚Ja‘ als etwas Selbstverständliches auf seine Lippen kam; er sagte ‚ja‘ zu einem Vorschlag, den ihm Blanche eigentlich ganz nebenbei gemacht hatte und ohne im Traum an eine Annahme zu denken.

„Eine Spaziersfahrt mit diesen fünf Leuten,“ sagte er hernach zu sich selbst, „das ist das Richtige! Soweit ist es mit mir, daß ich nicht einmal mehr an einer Traurigkeit festzuhalten vermag.“

*

Der junge Weiß nahm auf einer der Ruderbänke Platz.

„Wollen wir den Schiffer mitnehmen?“ fragte Frau Richter. „Es geht doch besser mit vier Rudern.“

Hermann erklärte, er sei natürlich gern bereit mitzuhelfen und nahm Platz hinter dem jungen Weiß. Mehr nach vorn in dem langen Rachen saßen, auf derselben schmalen Bank, Frau Richter und Blanche, hinten machten sich Liselotte und Carola sogleich am Steuer zu schaffen.

Der Schiffer schob das Boot ins Wasser, lüftete die Mütze und sagte:

„Viel Vergnügen also!“

Dann grüßte er Carola Richter noch einmal besonders.

Die Herren fingen an zu rudern; beim zweiten Ausholen schlug das Riemenpaar, welches von dem jungen Weiß regiert wurde, kräftig auf das andere. Eines der Ruder hob sich aus der Eisenangel.

Liselotte hinten schrie ein wenig und klammerte sich an; Frau Richter sagte:

„Im Anfang geht es nie. Man muß den Rhythmus bekommen.“

„Sehr wahr und nett gesagt, meine Gnädige,“ dachte Hermann, und er erinnerte sich an das, was er am ersten Abend Frau Richter im Hofe hatte sagen hören: „Es genügt, wenn man so schön aussieht . . .“

Verdammt, wie der blödsinnige Student das Mädchen verdeckte! Vielleicht kam er nun auch bald mit den Rudern zustande!

„Wir fahren nicht ganz gerade, Herr Doktor,“ sagte der junge Weiß, und man hörte seiner Stimme an, daß ihm das Atemholen Mühe machte.

Blanche sagte:

„Es eilt nicht, einen Kaffee bekommen wir immer noch. Die Wirtin im Karpfen liebt mich, als wie ihren eigenen Sohn. Eine komische Art zu sprechen hat die Frau; bei jedem Satze nimmt sie das erste Wort ganz hoch in der Fistel, und dann geht es rasend bergab.“

Der junge Weiß sagte keuchend zu Hermann, der gleichmäßig ausholte, leicht und mit wachsendem Vergnügen an der Bewegung:

„Herr Doktor, Sie haben wohl noch nicht viel gerudert. Verzeihen Sie mir also . . . Fixieren Sie einen Punkt am Land, vielleicht die äußerste Pappel dort an der Allee und einen Punkt hier im Boot, vielleicht meine Mütze . . .“

Hermann amüsierte sich. Er sah auch, zufällig über die Schultern des jungen Weiß wegblickend, wie Blanche ihm mit verhaltener Heiterkeit zublinzelte und schließlich verstohlen hernickte. „Spitzbübchen — süße,“ dachte er, und spürte fast nichts mehr von Mißbehagen. Und dann richtete er sich, ohne ein Wort, ganz geschmeidig und geschickt nach den vielen Fehlern des jungen Herrn Weiß.

„Ah, so geht es besser,“ sagte der befriedigt, „ja, man muß immer genau nach rückwärts sehen . . .“

Patsch — Krach —, es war doch wieder ein Unglück mit den Rudern! Niemand achtete mehr darauf.

Die kleine Liselotte fing mit schüchternen Stimme an zu reden:

„Herr Weiß.“

„Ja, Fräulein.“

„Wissen Sie, es war hübsch, was Sie gesagt haben.“

„So, was habe ich gesagt?“

Der junge Weiß bemühte sich heftig um eine gönnerhafte Betonung, obgleich es mit dem Atmen noch immer nicht gut ging.

„Jarwohl,“ sagte Liselotte, „poetisch, — man muß rückwärts schauen, um auf dem rechten Wege voranzukommen.“

„O weh,“ dachte Urlus, „das wäre die gepriesene Weisheit der sechzehn Jahre? — aber nein, nein, stille . . .!“

„Hören Sie, Fräulein,“ sagte der junge Weiß, „ich habe Herrn Doktor Urlus gebeten, meine Mütze zu fixieren. Wenn Sie das poetisch finden?“

„Kleines, man sagt solche Dinge nicht einfach so heraus,“ bemerkte Blanche, die von der Sonne geplagt wurde.

Man hörte ein taktmäßiges Stampfen und erblickte in einiger Entfernung ein weißgestrichenes, sehr elegantes Motorboot, so niedrig gebaut, daß es kaum über die Wasserfläche herausragte.

„Der Baron Unger,“ erklärte Carola.

„Er fährt wohl wieder unsere schöne Frau Arnold spazieren,“ sagte der junge Weiß.

„Er wohnt drüben bei Ufingen in der großen Villa,“ fügte Carola hinzu.

„Ja, prachtvoll sieht die aus,“ sagte Liselotte, „mit der Treppe, die ans Wasser

herunterführt, rechts und links die Bronze-
löwen.“

„Das Haus ist niedrig, wie in Norditalien
die Häuser,“ stellte der junge Weiß fest und er-
innerte so wieder einmal daran, daß er im vor-
hergegangenen Frühjahr eine Ferienreise in die
Gegend der Seen unternommen hatte.

„Jedenfalls haben sie es gut, mit dem Lein-
wanddach über dem Schiffchen,“ sagte Blanche.

Wirklich brannte die Septembersonne mit
Grausamkeit herunter, obgleich es schon vier Uhr
am Nachmittag war. Als man sich in der Mitte
befand, waren die nicht allzufernen Ufer im flir-
renden Lichte nur undeutlich zu erkennen.

Frau Richter bot Blanche, die aus irgend
einem Grunde nichts mitgenommen hatte, einen
Platz unter ihrem sehr kleinen Sonnenschirm an,
einem Sonnenschirm übrigens, lila und grün
farriert, der als Krücke einen holzgeschnitzten
Papageienkopf von witzigem Aussehen aufwies.

Blanche nahm endlich an und schmiegte sich
an die schwarzgekleidete Dame.

„Sie ist gut,“ sprach sie bei sich selbst, „das
ist doch alles: gut sein. Wenn sie in Seefried
mit den Zimmermädchen spricht, das habe ich
bemerkt, so wissen die gar nicht, wie nett sie
sich anstellen sollen. Die Weinkellnerin sagt
„gnädige Frau“ zu ihr und spricht in der dritten

Person und sonst — was ist das für ein unhöfliches Frauenzimmer! Freilich, gewisse Leute stoßen sich an den Papageien und solchen Dingen. Und sie blickte nach der Richtung, wo das Motorboot eben mit dem weißlichen Dunst verschwamm.

Mit einem Ausdruck von drolliger Sachlichkeit nahm sie Frau Richters Hand und sprach: „Gnädige Frau, Sie sind mir ziemlich sympathisch!“

Frau Richter streichelte ihr über die Hand und sagte:

„Kindchen!“

*

Man landete und saß bald auf ungehobelten Holzbänken in einer nicht ganz dichten Laube, welche gegen den See hin ganz offen war.

„Aber wir haben vergessen, die Ruder ins Boot hereinzunehmen,“ sagte Hermann zu dem Studenten. Dieser, der in seiner gewohnten Stellung mit gekreuzten Armen darsaß, fuhr ein wenig zusammen:

„Die Ruder,“ sagte er, „wieso? . . . Ach so, aus dem Wasser nehmen . . . das muß man . . .“

Liselotte lachte und Blanche konnte es ihr nicht verwehren, denn sie beherrschte sich selbst nur schlecht. Um das zu verbergen, blickte sie auf

den See hinaus und auf die in der Sonne zitternden Umrisse eines mäßig entfernten Schlosses, das mit den Linien des Berges, an den es gebaut war, schön zusammenstimmt.

Der junge Weiß stand auf und sprang mit großen Sätzen ans Boot hinunter. Man vermochte ihm, denn die Laube hing fast frei über dem Abhang, bis zum Ufer hin mit den Blicken zu folgen.

„Was er für lange Beine hat,“ sagte Carola mit dem Ausdruck der Bewunderung.

Alle lachten.

Während Herr Weiß sich drunten zu schaffen machte, flatterte eine Henne durch die grünen Ranken herein und setzte sich auf den Platz des Studenten. Man freute sich schon sehr auf den Konkurrenzkampf, aber ehe der junge Weiß wieder oben war, kam die Wirtin und jagte ihre Henne fort, indem sie mit ihrer schärfsten Fistel wilde Worte schrie und dazu in die Hände klatschte.

„Wir wollen nachher auf die Kircheninsel hinüberfahren,“ sagte der Student außer Atem, als er wieder dasaß.

„Ist es wahr, Mama?“ fragte Carola, „daß die Kirche aus dem zehnten Jahrhundert stammt?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete Frau Richter, „aber sehr alt ist sie sicherlich. Ich habe nur einmal noch solch ein merkwürdiges schmalbrüstiges

Ding von Kirche gesehen mit den gleichen engen Fenstern wie Schießscharten. Die war so alt, vielleicht noch älter . . .“

„Gnädige Frau waren nie in Italien?“ fragte der junge Weiß.

„Ja, auch. Aber die Kirche, an die ich denke, steht am Rhönabhang, nicht weit von Fulda . . .“

Unter all dem hatte Urlus nicht aufgehört, Blanche zu betrachten. Er mochte es immerhin tun, denn sie saß ein wenig abgekehrt da, ihre Augen von strahlendem, tiefen Blau übers Wasser gerichtet; die braune Haut ihrer Wange hatte einen südlisch starken Ton. Blanche sah gesund zugleich und zart aus; schön war sie. Eines gefiel Urlus besonders und erregte ihn fast: der seidig feine Ansatz ihres leicht zurückgestrichnen dunklen Haares über der Stirn und an den weißeren Schläfen. Es war, als ob die Haut sich ohne Grenze in diese weichen Wellen verlöre.

Blanche kehrte sich um; sie sah Urlus froh und unbefangen in die Augen, aber sie wurde verlegen, als sie an der Art seines Blickes erkannte, daß er lange auf ihr geruht hatte . . .

„Dort haben also schon die Kreuzfahrer gebetet,“ hörte sie Liselotte neben sich sagen, „und die kleine Kirche steht nun und steht, und die Leute dort in der Gegend werden da getauft und

eingesegnet und auch begraben, viele hundert Jahre . . .“

„Ja, das ist auch seltsam,“ bestätigte Frau Richter, in keinem anderen Ton, als sei es ihr heiliger Ernst.

Hermann sah auf. ‚Wie seltsam,‘ dachte er, ‚die Frau verfügt über keine Ironie.‘ Und er wandte seine Blicke von Blanche Findeisens bräunlicher Stirn auf Frau Richters Augen.

„Wo war das, gnädige Frau? . . . Die Gegend von Fulda? Ja, die kenne ich auch ein wenig. Haben Sie längere Zeit da gelebt?“

„Ja, als ich meinen Mann verloren hatte. Die Carola war fünf Jahre damals, ich ließ sie bei meiner Schwester.“

„Das war damals die Zeit in dem einsamen Wirtshaus, Mama, nicht wahr?“ fragte Carola.

— „Mama war ganz allein hoch auf der Rhön . . .“

„Die Rhön ist ja herrlich,“ sagte Urlus, „mit ihren ungeheuren kahlen Berghängen, über die der Wind heult, aber es ist doch keine Gegend für eine Dame.“

„Ich glaubte damals,“ sprach Frau Richter, aber ihre Stimme klang, als spräche sie nicht gerade zu den andern, „ich glaubte damals, ich bedürfe der Einsamkeit. Es gibt solche Zeiten, in denen man alle Schuld auf die Menschen schiebt . . .“

„Die Schuld woran, gnädige Frau?“ fragte Blanche, die auf Frau Richter hinsah, das Kinn in eine Hand gestützt.

„Die Schuld an einer Leere in unserm Dasein. Ach wir glauben die Einsamkeit nötig zu haben, um die Stimme der Tiefe zu hören . . .“

„Die Stimme der Tiefe?“ fragte Urlus unwillkürlich.

Das ausgesuchte Wort klang sonderbar, gerade aus dem Munde dieser alten Dame, die immer so ganz einfach war.

„Die Stimme der Tiefe. Wir hören sie mitten im Getöse, wenn sie nur eben spricht . . ., ach, wie gut hören wir sie! Aber wenn sie zum Schweigen gekommen ist, dann, ja dann hilft es auch nichts mehr, im Mantel über weite Berge zu gehen und nur die Winde zum Kameraden zu haben . . .“

Eine Stille trat ein. Endlich setzte Frau Richter hinzu: „Und bei unseren jungen Brüdern und Schwestern, wenn sie dort vernehmlich wird, dann müssen wir antworten — antworten . . . Man hat ja sonst nichts Rechtes im Leben . . .“

„Immer ihre alte Idee,“ dachte Blanche, nicht ohne einen kleinen Schauer. „Gewiß auch die meine. Aber übertreibt sie es nicht, das mit den Kindern . . .?“

Frau Richter saß in ihrem schwarzen Kleid

und blickte auf den See hinaus, der bereits in einem ruhigeren Lichte dalag. Sie sah fast erschöpft aus. Alles schwieg. Der junge Weiß starrte sie mit einem etwas albernen Gesichtsausdruck an.

Hermann spürte einen brennenden Schmerz und zugleich eine Art von Haß gegen sich selbst, der nicht imstande war, aus den Worten dieser Frau etwas Anderes zu gewinnen als Gift für das eigene Gemüt.

Die beiden jungen Mädchen ahnten, daß aus Frau Richters Worten ein Geist sprach, der ihre Jugend schützte, beide ahnten sie es, jede auf ihre Weise.

Man trank schweigend den Kaffee und wurde erst wieder ein wenig munterer, als sich die dicke Wirtin her verfügte und mit einem sonderbar monologartigen Gespräch begann.

Augenscheinlich gehörte sie zu den Leuten, die nur dann zum Nachdenken kommen, wenn sie einen Vorwand haben, laut zu denken, und so legte sie dieser zahlreichen aber schweigenden, vielleicht also unterhaltungsbedürftigen Gesellschaft eine umfassende Beichte ab über ihr Tun und Lassen im vergangenen Frühjahr und im begonnenen Herbst, über Hausstand und Wirtschaft, über Vieh und Federvieh, über Wiesen, Äcker und Garten, über Fischfang und Fährdienst . . . Sie erzählte das

alles in ihren von der höchsten Fistel aus rhytmisch fallenden Tönen, indem sie sich mit den Zuhörern nicht viel abgab und nur von Zeit zu Zeit Blanche Findeisen, besonders aber Carola einen freundlichen Blick schenkte.

Dann brach man auf.

„Wir kommen ohnehin nicht mehr zum Abendbrot,“ sagte Blanche. „Es ist halb sieben — man kann überhaupt nicht mehr daran denken.“

„Und wir wollen doch noch auf die Insel,“ sagte Liselotte.

Der See lag in mildem Blau. Mit dunklen, satten Farben traten ringsum die Uferberge hervor. Gerade vor den Gleitenden hob sich die kleine graue Kirche übers Wasser.

Man plauderte. „Sehen Sie jetzt, Doktor Urlus,“ sagte Blanche, „den Bergrücken da drüben und das Schloß?“

„Ja, es ist sehr merkwürdig . . .“ Aber Hermann sah durchaus nicht nach der bezeichneten Richtung. Er blickte Blanche, die nun gegenüber saß, fest und entzückt in die Augen. Blanche errötete flüchtig.

„Sehen Sie,“ wiederholte sie, „wie ein Hundekopf — von einem Bernhardiner vielleicht. Ob die Leute dran gedacht haben, als sie das bauten . . .?“

In diesem Augenblick rannte der kräftig fort=

getriebene Rachen mit außerordentlicher Gewalt auf etwas Hartes. Der vordere Teil, darin jetzt Frau Richter und Liselotte saßen, bäumte sich hoch auf, wie ein verwundetes Pferd. Das Mädchen wurde heftig nach vorn geworfen und schlug mit dem Kinn auf die Ruderbank des jungen Weiß. Weiß selber war vorwärts getaumelt.

Der Rachen geriet aufs Ärgste ins Schwanken und lag schon, einen Augenblick lang, mit der Schmalseite auf dem Wasser.

Blanche blieb stumm. Der junge Weiß machte eine zornige Gebärde, weil er Liselottens hilflose Hände auf seinem Rücken spürte; er besann sich auf seine Eigenschaft als Gentleman erst wieder, als er, sich umkehrend, Frau Richter ruhigen Gesichts über das daliegende Mädchen gebengt sah.

Urlus hatte mit ein paar festen Griffen das Boot aus seiner gefährlichen Lage gebracht und bemühte sich, das rechte Ruder des jungen Weiß, welches sich unter den Boden hinuntergedreht hatte, wieder in die Höhe zu bekommen; aber als es gelungen war, bemerkte er, daß es sich auf irgend eine Weise in der Mitte umgeknickt hatte.

An Urlus vorbei, über ihn hinweg, kletterten Blanche und Carola. Carola hatte Blanche im

bedenklichen Augenblick, als der Rachen wankte und Rifelotte fiel, um den Gürtel gefaßt mit den tröstenden, ruhig gesprochenen Worten: „Es ist ihr nichts passiert, Fräulein Blanche.“ Blanche, deren erster Gedanke nicht der kleinen Schwester, sondern der eigenen Gefahr gegolten hatte, empfand eine maßlose Hochachtung und küßte die Hand Carolas, welche darüber sehr erschraf.

Rifelotte war nur ein wenig betäubt und, von einem gewissen, wie sie lächelnd sagte, summennden Gefühl in den Zähnen abgesehen, bald wieder vollkommen munter. Sie erhielt indessen ihren Platz, da sie sich vor dem alten Sitze schenkte, auf der andern Seite, mit Frau Richter zusammen.

Der junge Weiß mußte allein rudern. Auf der zweiten Bank, mit dem Rücken gegen ihn, saßen Carola und Urlus. Urlus erhob sich von Zeit zu Zeit, den Damen zur Beruhigung, um das Wasser auf abgebrochene Schiffszeichen zu prüfen, denn ein solcher Stumpf, der kaum mehr über den Seespiegel herausragte, war es gewesen, der das Boot gefährdet hatte.

In der bequemen Bank am Vorderende, das Gesicht Urlus und Carola zugekehrt, lehnte Blanche.

Natürlich wurde von niemand mehr daran gedacht, die Kircheninsel zu besuchen, um so weniger

als die Dämmerung sich näherte. Der junge Weiß arbeitete etwas ungeschickt, aber mit seiner ganzen Kraft, denn die Damen hatten keine Lust, sich bei vollkommener Finsternis die Landungsstelle von Seefried suchen zu müssen.

Die kleine Kirche, die man abseits gelassen, begann mit schwachen, wie klagenden Tönen zu läuten. Man schwieg und achtete auf die Pracht des hereinsinkenden Abends, der die Wellen leuchtend rot, dann golden und zuletzt tiefdunkelblau färbte.

„Passen Sie gut auf, Herr Doktor Urlus?“ fragte Liselotte vom andern Ende des Bootes her.

„Ja, das tu ich.“

Aber es blieb ganz zweifelhaft, ob Urlus in dem unsicheren Lichte überhaupt noch dazu fähig war.

Blanche vermochte im Dunkel sein Gesicht kaum mehr recht zu sehen, und vielleicht geschah es im Vertrauen auf diesen Umstand, daß Hermann es nicht für nötig hielt, den Ausdruck schweren Grames zu verschweigen, der sich wieder auf seine Züge gelegt hatte. Vielleicht war es der Abend und die Aussicht auf eine neue quälende Nacht, vielleicht war es auch nur die eingetretene Stille, die seine hoffnungslosen Gedanken aufwachen ließ.

Plötzlich fühlte er Blanchés leichten Fuß auf dem feinen, möglich, daß sie sich irrte und glaubte, auf einen Vorsprung im Gebälk zu treten; allein Hermann fuhr unter einem süßen Schauer zusammen.

Sie saß ganz ruhig. Ihre großen Augen leuchteten noch durch die Dämmerung, die anfing, völliges Dunkel zu werden. Und auch ihre Körperhaltung war noch erkennbar, diese weiche und doch gesammelte Haltung einer Dame, welche zugleich eine fühlende Frau ist.

Flüchtig, ein Blitz im Dunkel, zuckte vor Hermann ein Gedanke auf: „wenn ich sie heiratete? Sie wäre eine Kraftquelle und eine Lichtquelle . . .“ Aber gleich ging das vorbei. Mittelalterliche Erlösungsideen — oder nein, es lag ja näher. Es war nichts als eine Erinnerung an die Regine bei Ibsen, an Ibsens armen Dswald Alving, der sich von einem festen und blutreichen Mädchen neue Arbeitskräfte erhofft. Aber Regine hätte Dswald nichts nützen können, auch wenn er sie besessen hätte . . .

„Nein, originell ist das alles nicht,“ sagte er ironisch vor sich hin.

„Bitte, sagten Sie etwas, Herr Doktor Ur-
lus?“ fragte Carola. Er gab ihr aber keine Antwort.

Im Wasser begannen sich flirrend einige Sterne zu spiegeln.

Er sah zum Himmel hinauf. ‚Jetzt fehlen nur noch die ewigen Gefühle beim Anblick des gestirnten Himmels.‘

Aber dann verging ihm die Ironie. ‚Ja, bei Gott,‘ sagte er zu sich selbst, ‚das ist es wirklich, was mir fehlt. Arm, arm ist man geworden.‘

Und er fühlte, daß es mit seiner Selbstbeherrschung nicht mehr lange dauern könne.

Ein schleifendes Geräusch; man war in der Nähe des Ufers angelangt und im Angesicht der Richter von Seefried leicht an einer Sandbank aufgefahren.

Der junge Weiß machte das Boot nicht ohne Umständlichkeit frei und versuchte sich unterdessen in allerhand Scherzen, denn er mochte, als Ritter, bei den Damen keinerlei Besorgnis aufkommen lassen.

Als er längst wieder ruderte, fiel ihm noch etwas ein, und obwohl der richtige Augenblick eigentlich vorbei war, konnte er sich nicht entschließen, seinen Reim für sich zu behalten. Er brachte freilich niemand zum Lachen damit.

„Noch sind die Segel ausgespannt . . .“ fing er an, da wurde er bedenklich. ‚Segel?‘ dachte er. Aber dann deklamierte er es zum zweiten Male gerade so.

Noch sind die Segel ausgespannt
Und auch die Ruder sind noch dran,
Bloß hoch ich auf dem trocknen Sand
Und merke, daß ich nicht mehr kann.

Es wurde schon gesagt, daß niemand lachte. Hermann Urlus aber sank vornüber, stützte, um in seinem Elend nicht von Blanche betroffen zu werden, die Stirn fest in seine Rechte und begann lautlos zu weinen, während das Schifflein vollends den Lichtern zutrieb.

Die kleine Carola, die neben ihm saß, und die sein innerliches Schluchzen verspürte, faßte, ohne ein Wort zu sagen, im Dunkeln nach seiner Hand.

Wie leicht vorausgesehen werden konnte, zogen sich die Fäden, welche Urlus und Blanche verbanden, enger und enger. Ebenso leicht ist es zu verstehen, daß sich die Gesellschaft von der Halbinsel, welche auf Urlus als auf ein besonderes und belebendes Element die allergrößten Hoffnungen gesetzt hatte und bereit war, ihn mit Ehren zu empfangen, daß diese Gesellschaft sich enttäuscht und bald feindlich zeigte. Vielleicht übrigens hätte man es noch entschuldigt, wenn er nur sich selbst ferngehalten hätte; wahrscheinlich, obgleich sein Wegbleiben gewisse Personen wie die schöne Frau Arnold hart genug ankam, hätte man diese Abgeschlossenheit als einen genial grillenhaften Zug respektiert. Daß aber auch Blanche Findeisen, welche für die älteren Herrschaften geradezu ein Bestandteil der Kur gewesen war, und für die jungen Herren noch einiges mehr, daß Blanche so ganz und gar sich abgewendet hatte, das war Urlus nicht zu verzeihen.

„Nun ist es richtig so, wie ich es prophezeit habe,“ äußerte der Major Lederer mehrmals an jedem Tage, „sie hat ihr Lesekränzchen mit dem Tintenonkel und der alten Richter.“

Blanche, die bei all den Leuten einige Längeweile verspürt hatte, kümmerte sich nicht um die Mißstimmung; Urlaub selbst bemerkte überhaupt nichts. Es war allmählich wirklich so geworden, daß seine Tage Blanche Findeisen gehörten; die Abende freilich blieben fast ohne Ausnahme der Arbeit am Schreibtisch und den wenig erfreulichen Gedanken.

Gewiß war der Ausbruch des Schmerzes bei jener Fahrt im Ruderboot, den seine gequälten Nerven wohl längst gefordert hatten, der einzige geblieben, aber die Arbeit, zu der er sich, mit Beherrschung, stets von Neuem anhielt, schleppte sich seit Wochen mühsam, immer gleich mühsam fort.

*

Er trat, schon mit einem unterdrückten Seufzen, in sein Zimmer, drehte die heruntergeschraubte Gasflamme in die Höhe und zündete auch die Erdöllampe an. Als er dann am Waschtisch Wasser eingießen wollte, um sich etwas zu erfrischen, fand er die Kanne leer.

„Und dabei ist das Mädchen nach zehn Uhr nicht mehr im Haus“, dachte er ärgerlich.

Übrigens wunderte er sich über das kleine Versehen, denn es war ihm aufgefallen, mit welcher Sorgfalt er all die Tage bedient worden war. Er hatte sich sogar vorgenommen, dem Stubenmädchen einmal ein paar freundliche Worte zu sagen; es war anerkennenswert, wie sie sich etwa um den Zustand seines Schreibtisches bemühte, immer fand er jedes Stäubchen, jeden Tabakrest beseitigt, ohne daß eines von den wirr und zufällig durcheinander geworfenen Papieren verschoben gewesen wäre.

Er nahm den Krug, um selbst Wasser zu holen, aber im gleichen Augenblick klopfte es, und ohne auf das Herein zu warten, trat das Mädchen ins Zimmer.

„Wünschen der Herr Doktor noch etwas?“ Sie fragte mit einer ziemlich unsichern Stimme.

„Wasser ist keines da.“ Hermann wies auf den Krug, den er auf den Tisch gesetzt hatte.

Das Mädchen stand da, begann rot zu werden und sah ihn mit aufgerissenen Augen an.

„Ach, ist's an dem,“ dachte Hermann. Er ging zu dem Mädchen hin, strich ihr über das Haar und sagte: „Komm, sei nicht dumm.“

Hier brach das Mädchen in Tränen aus und verbarg den Kopf an seiner Brust. Er legte ihr die Hand auf die dicken, blonden Flechten und sprach freundlich mit ihr; endlich ging sie,

und hinter der Thür, die sich schloß, stand er noch einen Moment nachdenklich still.

„Ich glaube übrigens, sie ist ganz nett,“ dachte er. „Es ist ja merkwürdig lange her, daß mich jemand um den Hals genommen hat. Einige Monate ist das her. Weiß Gott, ich habe gelebt wie ein Mönch . . .“

Er nahm von dem Tischchen, auf dem er sie zu finden gewohnt war, die nachmittags eingetroffenen Postfächer. Es waren Zeitungen, ein ziemlich umfangreiches Paket und zwei Briefe.

„Ah, die Bücher für meine Novelle, die Geschichte von Jerusalem offenbar dabei, hat auch ziemlich lange gedauert. — Der Brief hier? Eine ganz fremde Schrift. Der andere — o Guido!“

Er riß den Umschlag auf. „Ganz lang,“ sagte er laut und begann zu lesen:

Mein Alter!

Das ist nun wirklich keine Art und Weise. Auf den schönen Brief aus Kopenhagen wird mir scheint's überhaupt nicht geantwortet. Ist er vielleicht verloren? Ich habe Dir da nicht weniger als zwölf Rezepte gegeben, wie man überlästige Leute los wird. Wenn Du ihn nicht bekommen hast, sitzt der Fuchs totsicher noch heute bei Dir in Seefried; Du bist ja viel zu anständig und höflich.

Nein, es ist keine Art: ich will jetzt wissen,

wie es Dir geht. Du hast damals vor vierzehn Tagen wirklich keinen hervorragenden Eindruck auf mich gemacht. Erstens warst Du hypochondrisch aufgelegt und gabst Lamentationen zum Besten (ich Dummkopf habe auch noch versucht, Deine Grillen ernsthaft zu widerlegen!) dann aber, und das ist wichtiger, warst Du recht blaß und nervös.

Man zuckt nicht mehr mit den Augen, wenn man einmal vierzig Jahr alt ist; das taugt in die Zeit von zwanzig bis fünfundzwanzig, in der kein strebsamer junger Mann ohne seinen tie auskommt.

Also schone Dich — schone Dich — schone Dich!

ßß. Bade. Scharmütze mit der kleinen Blanche Findeisen (oder ist sie abgereist?) Vor allem schlafe viel; verzichte auf die Schlafmittel, es geht auch so. Arbeite nichts . . .

Arbeite nichts! Das Tageblatt schreibt gestern, Dein Neues werde im Februar aufgeführt. Muß denn das sein? Wenn Deine „Gestalten Dich bedrängen“, lege Dich doch einfach zwei oder drei Stunden aufs Sofa und lasse sie Revue passieren. Dann hast „Du“ den Genuß gehabt und „man“ kann warten. „Man“ kommt überhaupt nicht in Betracht, wenn es Deine Gesundheit gilt, vielleicht merkst Du Dir das endlich? (Das hat

alles schon in dem andern Brief gestanden; ich hoffe stark, Du hast dich längst danach gerichtet, und die Notiz in der Zeitung stammt nicht von Dir.)

Vorige Woche wollte ich auf einen Tag wenigstens zu Dir kommen, aber dann konnte ich wieder nicht weg. Hingegen habe ich Dir für später einen Vorschlag.

Wir gehen diesen Winter für vier Wochen oder auch acht (oder zwölf) miteinander nach Paris.

Nun? — Wir sagen keinem Menschen etwas davon, wir lassen Arbeit Arbeit sein, kommen auf dem Nordbahnhof an, fahren ganz dilettantenhaft miteinander ins Grand Hotel, stellen uns das Allernötigste ins Zimmer und machen wieder einmal wie zwei junge Kerle den ganzen unvergleichlichen Kummel mit (aber viel geschlafen mußst Du haben in Seefried!).

Warum Paris? Hier in Berlin kann man ja nicht allein sein und ich habe so stark — nein, ich kann es nicht sagen, wie stark! — das Bedürfnis, Dich wieder einmal ganz zu haben. Es ist vielleicht lächerlich von mir altem Menschen, dergleichen so gradhin auszusprechen, aber was will man machen: ich komme mir gottverlassen vor. Alles ist langweilig; aus lauter Langeweile fang ich an, wie ein Wilder drauf los zu malen. Übrigens, das muß ich Dir erzählen!

Du erinnerst Dich vielleicht an die Geschichte von der eisernen Jungfrau. Für die ich kein Gesicht finden konnte, weißt Du. Jetzt habe ich's. Das heißt: ein Gesicht hat sie immer noch nicht, aber Augen, Augen, sage ich Dir . . .

Also, um es geordnet zu sagen: ein Riesenkerl, im Panzer, steht breitbeinig über einem Schlachtfeld. Zwar, keine Spur mehr von Tanz, sondern ein Schlachtfeld, zerstampft und voll undeutlicher Leichen. Die ganze Figur, wie gesagt, im Panzer. Und nun läßt sich dreierlei bemerken (mit welchem Dreierlei der alte Spuk wohl endlich totgeschlagen ist):

1. Die Augen. Es sind wilde, große, nachtschwarze Augen, wie hineingebrannt in die Leinwand. In ihrem Schwarz ist ein blutiger Schein (es gibt so einen Ausdruck „purpurne Finsternis,“ nicht wahr?) Alles ist so, wie sich's für Kriegsgötter und dergleichen Personen schickt.

2. Das Eisen der Rüstung. Ich sage Dir, es ist schön, das blutige Licht spiegelt sich „auf eine geheimnisvolle und erschreckende Weise“. Der Rowina, der Esel, schrie natürlich sofort „Rembrandt“ und beschwor Deinen geliebten Mann mit dem Goldhelm. Aber soll ich's gestehen, daß ich, einen kleinen, ganz kleinen Augenblick lang, selbst nicht so weit von einer derartigen Gottes-

lästerung war? Wenn Du also wieder einmal schlecht gereist bist und auf deine melancholischen Marotten kommst, wird Dich dieses Beispiel von Größenwahn aufrichten.

3. Man merkt bei dem eisernen Kerl nicht, ist es ein Mann, ist es eine Frau. Alles deckt die Rüstung zu. Der Witz ist aber: man merkt es ihm doch an und weiß nicht an was. Vielleicht ist etwas Weibliches in den Augen, vielleicht nähert sich die Hüftenlinie des Panzers unbestimmt leicht der weiblichen — ich kann es mir selbst nicht erklären, aber kurzum, man weiß das: es steckt ein Weib darin.

Wie gesagt, das ganze Bild ist nur entstanden, weil ich Dich entbehren mußte, aus Spleen. Ich habe rasend gearbeitet: acht Tage nur, und bald ist's getan. Und dabei gibt es sehr nette Gesellschaft. Zwar was die Frauen betrifft, so ist gerade nicht viel Mares da, aber ich habe da einen riesig netten Menschen kennen gelernt, einen Herrn von Schröder; blutjunger Hauptmann und schon im Generalstab, ein guter Kopf demnach, sehr präsentabel aussehend und, wie ich bei einer gewissen heiklen Angelegenheit gemerkt habe, restlos anständig. (Liebt Dich übrigens stürmisch und meint auch wie ich, im „Fünfhausen“ sei die große Szene mit dem Pfarrer psychologisch etwas ganz Vollkommenes.

Wir verstehen eben leider von Deinen Sachen doch mehr als Du selbst.)

Schröder ist, nebenbei gesagt, ein Freund des jungen Findeisen, des Bruders von Blanche. Wir haben einmal zu dritt bei Uhl gegessen. Sicher würde es Dir Vergnügen machen, nach der Schwester auch den Bruder kennen zu lernen, er stellt eigentlich den Typ von jungen Leuten vor, der Dir sympathisch ist: ernst, sachlich, vorztrefflich erzogen, übrigens ist er Jurist.

Der Abend bei Uhl hörte mit etwas Merkwürdigem auf; ich hätte gewünscht, Du wärest dabei gewesen. Also: Du kennst im Buffet Français die Wendeltreppe, die von der übeln Jockey- und Artistenboutique hinauf in die obern Räume führt. Wie zufällig sahen wir durchs Geländer hinunter. Da sitzt an einem Tisch, zusammen mit zwei Menschen, ein Wesen, ein Tier, ein . . . na, kurz, es war der Jimmy aus dem Circus Busch. Wir saßen dem Vieh dann eine geschlagene Stunde gegenüber und sahen zu, wie es menschlich blickte, gestikulirte, fast sprach — fast, aber immer wieder, gleichsam im letzten Moment, in ein klagendes Gurgeln verfiel. Entsetzlich sage ich Dir, grauig war das . . .

Der Manager erklärte: „Non, Messieurs, ce n'est pas un singe, ah non par exemple, c'est un homme comme vous et comme moi-

même. Le père était singe, mais la mère c'est une négresse . . . une belle femme . . . —“ Und das Vieh aß, aß manierlicher als die beiden Kerle, und blickte aus menschlichen Augen.

Ein ganz schmales, vernickeltes Kettchen lief, kaum sichtbar, von seinem Handgelenk aus zur Stuhllehne („La police le veut, Messieurs“). Dieses Handgelenk, diese Hand, sie waren unbehaart, mit einer rötlich schimmernden Menschenhaut überzogen, und der Schädel trug kurze, borstige, schwarze Haare, wie bei einem kleinen Polenkind.

Warum ich davon so lang erzähle? Aufgeregt hat's mich und mehr als aufgeregt, fast erschüttert, und da sollte ich Dir nicht ausführlich damit kommen? Vielleicht interessier's Dich auch. Sage, glaubst Du an die Geschichte mit der Kreuzung? Es wäre einfach schrecklich, wenn so etwas sein könnte.

Schröder sagte etwas Nettes, als wir weggingen. „Da sitzt er vor einer Glaswand, hinter der sich das Menschliche abspielt. Alles sieht er, alles versteht er, aber er kann nicht durch . . .“ Ich weiß nicht, ob das wirkt, wenn man es so liest, aber damals sagten die Worte einfach das Wesentliche.

Findeisen war übrigens auch reizend. Er brachte mich an meine Wohnung und vor der

Tür, beim Adieu, fing er an, amüsiert, aber dabei etwas schmerzlich zu lachen. Weißt Du, was er sagte? „Verraten und verkauft sind die Menschen, die mit Leib und Seele einen Beruf haben. Sie können sich denken, daß mich das Tier auch aufgeregt hat, aber mir ging Eines nicht aus meinem Juristenkopf: Stand des Vaters, Stand des Vaters? Affe?“ Mit einem wirklich famosen Lächeln sagte er das; Du mußt ihn schon kennen lernen.

Und jetzt meine große Neugier: man hat mir den Professortitel gegeben. Samstag wird es publiziert. Ich freue mich sehr drüber. Lach mich nur aus!

Schöne Dich, hörst Du, schöne Dich!

Dein alter G.

„Mein lieber guter Junge,“ sagte Ullus, und las den Brief zum zweiten Mal durch. Dann ging er, angenehm erregt, im Zimmer auf und ab, pfiß leise vor sich hin und blieb endlich kopfschüttelnd stehen.

„Unverständlich ist das,“ sprach er zu sich selbst. „Eigentlich liegt mir doch Karl der Erste von England nicht so sehr am Herzen und auch das ärztliche Berufsgeheimnis nicht mitsamt dem Paragraphen Dreihundert. Und doch ist mein ‚Cromwell‘ und die ‚Teresa‘ daraus geworden. Und das Gefühl für den besten Freund, das so durch

meine Jahre herreicht — was ist daraus geworden? Gibt es auch nur irgendwo eine belangvolle Männerfreundschaft in meinen Dramen? Der Fanatismus scheint doch etwas ziemlich Kunstwidriges zu sein.'

Er lachte leise auf und ging zum Büchergestell. 'Nun, etwas ist ja da.'

Er nahm ein schlecht gebundenes Büchlein von verschollenem Aussehen, schlug den schwarzen Leinwanddeckel auf und fing an zu blättern. Es waren die Sonette, das einzige von seinen Büchern, welches er hie und da in die Hand nahm.

'Reichlich holperig ist es ja,' dachte er. 'Nun mein Gott, mit einundzwanzig . . . Was bedeuten eigentlich diese ersten zwei Zeilen? Ach, ich werde meine Artikel in dem Breslauer Blatt damit gemeint haben — ja, ja, Guidos Radierungen wurden auch so gekauft, die großen Bilder freilich nicht . . .

Du brauchst es nicht, das ich dir trug, das Licht,
Du leuchtest dir selber hell genug zur Ehre,
Du hast auch leider so viel Feinde nicht,
Daß stets ein Feind vor meiner Klinge wäre.

Ob meine Lieb fast meine Scheu zerbricht,
Ich bin ein Mann und muß dem Vorwitz wehren,
Ich will dich auch um alles nicht beschweren
Und schau dir kühl und selten ins Gesicht.

Doch wußt' ich magisch stets und wie in Träumen,
Warst du auch lange fort und ohne Ziel,
Fort über Bergen, Meer und toten Räumen,

Wußt' ich mein Blut sich deinem Blute einen,
Um deinen Schwertknauf zuckt's und Griffelkiel,
Wie deins vielleicht — doch sag ich's nicht — dem meinen . . .

„Na, na,“ sagte Urlus, und er lachte wieder.
Dann überlas er die Zeilen noch einmal.

„Ob meine Lieb fast meine Schem zerbricht? . . . Ziemlich überschwenglich wie mir scheint. Man darf dergleichen jedenfalls heute nicht mehr sagen.“

„. . . über Bergen, Meer und toten Räumen? Die toten Räume machen einen pleonastischen Eindruck, aber was soll man tun: der Reim ist ein Moloch.“

„Schwertknauf, Schwertknauf? — ach die Säbelsache in München . . . Gott, war ich stolz auf Guido. Tapftrer Guido, braver . . .“

Schließlich öffnete er das Bücherpaket und dann auch, nachlässig und gleichsam wider Willen, den zweiten Brief.

Es war eine weiße Karte mit der Unterschrift Emmanuel Fuchs:

„Hochgeehrter Herr!

Bergönnen Sie mir das schmerzliche Glück, mich mit einer letzten Botschaft in Ihr Bewußtsein zu drängen. Das Ziellose und Problema-

tische meiner Existenz als Künstler macht es mir zur Pflicht, diese Existenz freiwillig aufzugeben, und morgen Mittag wird mein kleiner Revolver das Seine getan haben. Nehmen Sie noch, gleichsam von jenseits des Grabes, meinen Dank für das zuvorkommende und würdige Benehmen, das sie bei meinem Besuch in Seefried an den Tag legten, und das mir ein letzter Lichtblick war, und genehmigen Sie zum letztenmal den Ausdruck usw.“

Es ist zu bemerken, daß Urlus dieses Billet nach kaum einer halben Stunde vollkommen vergessen hatte, obwohl es ihm sonst eigentlich nicht an dem fehlte, was Gemüt genannt wird. War es denn länger her als ein halbes Jahr, daß sein alter Diener schwer krank wurde, und daß Urlus ihn, ohne Not, bei sich im Hause verpflegen ließ und oft selber drei bis viermal in einer Nacht aufstand, um für ihn zu sorgen?

„O, es kann ganz schön werden,“ dachte Hermann und beugte sich über seine Blätter. „Nur — ich muß dem Persönlichen möglichst viel Raum geben. Was da im Köhricht steht, das genügt nicht. Und dann, es ist schwierig für das Zusammentreffen der Beiden nachher den richtigen Ort herauszufinden. Nun, man kann den einen als Sklaven verkaufen lassen . . . das kam vor auf diesem Zug . . . sie können sogar Beide geraubt werden.“

Und er schrieb auf:

„Menschenraub war nichts Seltenes während dieses Kreuzzugs und dergleichen Vorfälle fanden kaum Aufmerksamkeit. Man achtete nicht einmal derer, die vor Hunger oder Müdigkeit am Wege liegen blieben und suchte auch die Hunderte nicht zurückzuhalten, die umkehrten. Diese Gleichgültigkeit wurde bei den einen durch blinde Hingabe an die Sache, bei den andern durch beginnende Erschlaffung hervorgerufen.“

„Welch würdiger Stil,“ sagte Urlus zu sich selbst. „Der alte Herr in Weimar hätte seine Freude gehabt! Was machen wir nun? . . . Gut, Ludwig, — ja, Ludwig kann er heißen . . . wird auf ein Kriegsschiff verkauft und mag dann später in . . . sagen wir in Konstantinopel wieder auftauchen.“

Er notierte sich:

„Es war keineswegs sonderbar zu nennen, daß Ludwig hier in Konstantinopel auftauchte, der, in jener Nacht am Brennerpaß davongeschleppt und an einen französischen Galeerenwerber verkauft, zuerst niedrige Dienste gethan hatte, dann, da er ja kein Strafgefangener war, sich einen höhern Platz auf seinem Fahrzeug hatte erkämpfen können und nun als Unterbefehlshaber einer Galeere das Mittelländische Meer durchkreuzte.“

„So, das wird irgendwo an passender Stelle eingeschoben.“

Er strich das Wort „Galeere“ aus und schrieb „Capitana“ darüber.

„Die Sache steht also so,“ dachte er weiter, „daß der eine von ihnen nach zehn oder fünfzehn Jahren die Träume jener Kreuzzugsnacht in seinem tätigen Leben vergessen hat und der andere bei seinen Weibern . . . Und nun, da sie sich wiedersehen, wird eine undeutliche Erinnerung

wach . . . O, zwei gute Schlussfätze!“ dachte er dann und schrieb im Stehen das Folgende hin:

„Kaspar selbst verstand nicht, wie ihm geschah, aber es verhielt sich so, daß die kindischen Erregungen dieser Stunde einen schwachen Nachhall des Glückes bedeuteten, auf das er so lange dumpf gewartet hatte. Als er schwieg, war es ganz still. Die Frau blickte gelangweilt vor sich nieder, Ludwigs Augen suchten unten am Goldenen Horn nach seinem Schiffe. Aus dem Stockwerk zu ebener Erde hörte man, jedoch leise und wie verschollen, das Lachen eines Mädchens; jenseits der Meerenge lag die Küste von Asien im abendlichen Dunst.“

Als er das geschrieben hatte, veränderten sich seine Züge. Er nahm in dem weiten Lehnstuhl Platz, der am Fenster stand, und verharrte unbeweglich.

Draußen, vom Korridor her, wurde vergnügtes Rascheln von Frauenröcken hörbar. Es klang, als ob etwas ganz Banges und Lustiges die Treppe heraufspränge.

Es pochte, und Blanche kam herein.

„Doktor,“ rief sie, „das müssen Sie gleich hören! . . . Meine Eltern wollen mich ins Kloster schicken. Den Brief müssen Sie lesen, hören Sie . . .“

„Liebes Kind,“ sagte Urlus und küßte ihr

die Hand. „Sie wissen ja, ob ich mich freue oder nicht . . . aber dennoch . . . was fällt Ihnen ein . . .?“

„O, es ist gegen unsere Verabredung, daß Sie nachmittags arbeiten!“

Urlus trug einen bequemen Stuhl an eine Stelle des Zimmers, die vom Garten her nicht gesehen werden konnte.

„Es ist nicht nötig,“ sagte er, „die Leute noch herauszufordern. Ich glaube, man wird uns den vorigen Dienstag nicht so leicht verzeihen. Einmal hätten Sie auch mit einem von den alten Herren tanzen müssen, mit dem Major zum Beispiel. Er hat wohl steife Beine, aber er kann Sachen an Ihren Papa schreiben, die nicht angenehm sind.“

„Haben Sie Angst, Doktor, daß Sie mich heiraten müssen?“

„Sie sind ein liebes Mädel.“

Er trat nahe zu ihr her und im nächsten Augenblick war sie in seinen Armen.

„Ja, ja, das waren wir uns schuldig, nachdem Sie einmal auf meinem Zimmer sind.“ Er schob sie ganz sacht von sich. „Jetzt aber Vernunft!“

Sie sah ihn mit einem drolligen und vorwurfsvollen Blick an. Er nahm sie zum zweiten Male, bog ihren Kopf zurück und küßte sie heftig und unbekümmert.

Es war als dächte er: „bei mir ist schon alles ganz einerlei.“ Allein es bleibt ungewiß, ob er in diesen Sekunden überhaupt etwas dachte.

„So, und nun müssen Sie lesen, was mein Papa schreibt,“ sagte Blanche und nestelte ein zusammengefaltetes Briefblatt aus ihrem Gürtel.

„Warum soll ich?“ fragte Urlus. „Es sieht nur aus, als machten wir uns zusammen lustig.“

„Nein, Sie müssen. Es ist einfach der väterliche Brief.“

Und sie fing an vorzulesen, mit einigem Pathos und indem sie in kirchlicher Weise das Ende jedes Absatzes singend austönen ließ.

„Liebe Tochter!

Täglich treffen uns neue Aufregungen. Der Cafetier Brühl in der Weilerstraße hat an Dich geschrieben. Ich habe mir die Freiheit genommen, das mit dem Firmenstempel versehene Couvert zu öffnen, und was habe ich gefunden? Du bist dem Mann über dreißig Mark schuldig. Er braucht sie notwendig zum Ersten und bittet Dich, übrigens mit einer Höflichkeit, die Dein gewissenloses Treiben nicht verdient, um Bezahlung.

Ich habe mich bei dem Manne erkundigt und dabei erfahren, daß Deine Schulden Frühstücksschulden sind. Du hast, offenbar an den

leider so häufigen Vormittagen, die Du, anstatt der lieben Mutter zu helfen, außerhalb des Elternhauses verbracht hast, allerhand Leckereien zu Dir genommen. Du konntest Dir nicht sagen, was für einen Eindruck es auf Außenstehende machen mußte, daß Du, ein Mädchen aus vermögendem und angesehenem Hause, gewissermaßen bei Fremden Deine Bedürfnisse schienst befriedigen zu müssen.

Ich habe es nun mit Dir satt. Diese Konditoreigeschichte steht durchaus nicht vereinzelt da; Du hast vielmehr Deiner lieben Mutter und mir durch Deine unaufhörlichen liebedlichen Streiche schon unendlich viel Sorgen gemacht. Andere Eltern erleben Freude an ihren Kindern, ein junges Mädchen ist der Stolz eines Hauses, die größte Kostbarkeit, die es umschließt. Wie anders bei Dir!

Wissen wir denn, was Du auf Deinen einsamen Streifzügen treibst? Es kommt mir nicht selten vor, als begleiteten die Leute, die ich treffe, ihre Fragen nach Deinem Ergehen mit ganz besondern, zweifelhaften Blicken, und die liebe Mutter hat ähnliche Wahrnehmungen gemacht. Ich fürchte mich, ja, ich darf es wohl sagen, ich fürchte mich vor der Schande, die Du noch über Deine Eltern bringen wirst.

Aus allen diesen Gründen, wie gesagt, will

ich, im Einverständniß mit Deiner lieben Mutter, eine gründliche Änderung der Dinge herbeiführen. Ich habe heute an Tante Sophie nach Braunschweig geschrieben, und ich zweifle nicht daran, daß sie meiner Bitte entsprechen und Dich für einige Zeit in ihr Haus aufnehmen wird. Dort, in der Zucht einer streng christlich gesinnten, willenskräftigen Frau, wird sich, so hoffen wir, Deine liebe Mutter und ich, Dein zum Abenteuern neigendes Gemüt in bessere, gesunde Formen bringen lassen. Man wird Dir dort freilich nicht erlauben, Nietsche zu lesen, noch auch, Deine Stunden beim Zuckerbäcker zu verschlecken, aber Du wirst dort Ordnung lernen und vielleicht doch noch ein gesittetes Mädchen werden, das seinen Eltern Freude macht.

Bei Deiner derzeitigen renitenten Sinnesart scheint es mir freilich nicht ausgeschlossen, daß Du Dich auf Dein formales Recht als ‚volljährige‘ Person berufen und Dich weigern könntest, einen Aufenthalt nach dem Willen Deiner Eltern zu nehmen. An Deine Kindesliebe zu appellieren, hätte wohl in diesem Falle keinen Zweck, denn damit war es bei Dir noch nie weit her. Aber Du wirst Dir auch selbst sagen, daß wir moralisch berechtigt, ja genötigt sind, die Hand von Dir abziehen, wenn Du Dich ungehorsam zeigst. Juristisch besteht

auch von unserer Seite seit Deinem 21. Lebensjahr natürlich keine Verpflichtung mehr.

Die liebe Mutter ist durch die schrecklichen Enthüllungen, die uns die letzte Zeit über Dich gebracht hat, zu sehr erschüttert, um Dir heute schreiben zu können. Daß all diese Schläge ihrer Gesundheit nicht gerade förderlich sind, brauche ich kaum zu erwähnen.

Ich erwarte in Kürze eine Antwort, wie sie einer gehorsamen Tochter geziemt.

In sorgender Liebe

Dein Vater."

„Nun?“ sagte Blanche erwartungsvoll, als sie fertig war.

„Mein Gott, liebes Kind, es sind wohlgemeinte Übertreibungen, und Nietsche und der Zuckerbäcker wirken natürlich ein wenig sonderbar nebeneinander. Aber haben Sie sich in der That nicht reichlich extravagant benommen?“

„Vielleicht, — aber allzu Schlimmes habe ich mir nicht geleistet! Und meine Schulden waren auch nie sehr groß, obwohl sie mich gedrückt haben! Jetzt freilich . . .“

„Nichts Schlimmes? Immerhin, . . . ich muß gestehen: als mir Guido das erzählte mit Ihrem Besuch . . .“

„Es war nichts dabei,“ antwortete Blanche

und erhob sich straff von ihrem Sessel. „Ich war einfach ganz begeistert . . . Haben Sie's denn nicht in Erinnerung, Doktor, mit welchem Blick der Bildhauer zu seinem Figürchen hinaussieht! Eine Welt von Jammer, sage ich Ihnen, in diesen zwei Pupillen gespiegelt.“

„Nun ja,“ sagte Urlus und hatte sich abgewendet.

Blanche war einige Schritte näher zum Fenster getreten und sah auf den Weg, der am Fenster vorbeiführte. In diesem Augenblick bog Herr Weiß in Begleitung irgend eines jungen Mädchens um das Gebüsch an der Ecke.

Zufällig sah er herauf, stockte im Gehen und grüßte, wobei ein unsicherer Ausdruck auf seinen Zügen lag.

Blanche erschrak und trat zurück.

„Um Gotteswillen, der junge Weiß!“ sagte sie zu Urlus.

„Das ist böß! . . . Er weiß ganz genau, daß ich hier wohne . . .“

„Und er ist ein heimtückischer Mensch.“ Sie sah Urlus mit ratlosen Augen an, indem sie auf eine eigentümliche Weise ihre Lippen nach innen zog und fest aufeinander preßte.

„Aber es ist ja ganz gleich!“ sagte sie dann, lachte und packte ihn fröhlich an den Händen.

Das Band der gemeinsamen Mißachtung,

die zu erwarten war, umschlang sie plötzlich mit einer Art von räthelhafter Gewalt.

Hermann nahm das Mädchen um den Leib und trug sie zum Sessel; er ließ sich mit ihr niedersinken und bedeckte ihr Haar, ihren Mund und die kühle Haut ihres Halses mit seinen Küssen.

Bianche, ohne ihrerseits eine Bewegung zu machen, überließ sich seinen Lippen, mit gelösten Gliedern, wie eine Schlafende. Endlich öffnete er die Arme, und sie trat an den großen Pfeilerspiegel, der in der Ecke angebracht war.

„Man muß nur meine Frisur ansehen!“ sagte sie vorwurfsvoll und warf ihm, über die Schulter gewandt, einen raschen Blick zu. Dann trat sie, in einiger Verlegenheit wie es ausah, an den Schreibtisch und nahm das oberste der beschriebenen Blätter in die Hand.

„Laß das liegen, Kind,“ sagte Urlus, „es ist nichts! . . . Übrigens, was ich sagen wollte: wenn du einen Beruf hättest, wie jetzt viele Frauen — als Künstlerin oder dergleichen, da hätten deine Eltern wohl nichts dagegen?“

„Dagegen hätten sie auch etwas, aber sie würden es schon dulden — mit einer Art von bitter-süßem Gefühl vielleicht. Wissen Sie, Doktor, wie Leute, über die der Wagen der Zeit hinweg geht . . .“

„Ja, ja, aber so ist es nicht.“

„Nein, so ist es nicht! Bei mir stammt das Ganze aus — nun, sagen wir aus Gemüthsucht, aus subtiler oder nicht subtiler das bleibt sich gleich. Eigentlich haben die Eltern ganz recht. Sie können sich nicht denken, Doktor, wie mir selber Leute imponieren, die mit ihrer Person einen wirklichen großen Wert darstellen.“

Und mit einem liebenswürdigen Lächeln fügte sie hinzu:

„Sie können sich's vielleicht doch denken!“

„Jetzt schwindelt man mich ein bißchen an, Liebes,“ sagte Urlus. „Du erinnerst dich in diesem Moment ganz genau an das, was Frau Richter zu dir gesagt hat: vom Schönsein, das genügt . . . abends im Hof damals, als ihr von eurem Spaziergang zurückkamt.“

„Das haben Sie gehört?“ sagte Blanche und erröthete, denn sie hatte wirklich daran gedacht.

Sie schwenkte das Manuskriptblatt hin und her, das sie immer noch in der Hand hielt.

„Die alte Dame hatte ja so recht,“ sagte Urlus und küßte Blanchés Hand.

„Übrigens,“ fuhr er fort und steckte kriegerisch die Hände in die Taschen seines Jacketts, „das Eine sage ich dir und du nimmst es mir auch nicht übel: was die Schulden angeht, so

bin ich der Nächste am Thron. Das gibt es natürlich nicht mehr, daß du dich für den Zuckerbäcker und für den Buchhändler ab sorgst. Bitte!“ fügte er energisch hinzu und schnitt Blanche das Wort ab, die aufgeregt etwas erwidern wollte: „Wie viel sind's denn augenblicklich?“

Blanche machte eine mutlose Bewegung.

„Achtzehnhundert oder so,“ sagte sie.

Urlus sah sehr vergnügt aus.

„Weißt du was,“ sagte er, „das machen wir so: in meinem Testament überschreib' ich dir den Ertrag von einer oder zwei von meinen Sachen.“

„Testament?“

Blanches Gesicht zeigte einen ängstlichen Ausdruck.

„Ja, ja.“ Urlus machte eine etwas leichtfertige Bewegung mit der Hand. „Ich komme mir jetzt immer vor wie in meinen letzten Tagen. Eigentlich ohne vernünftigen Grund, . . . nun, das sind interne Sachen . . . Übrigens — da wir davon sprechen: nächste Woche will ich für einen Tag nach München. Man führt „Das nordische Land“ auf. Das Älteste ungefähr, was es von mir gibt!“

„Und vielleicht das Schönste!“ sagte Blanche, machte aber plötzlich ein beklommenes Gesicht, denn sie fühlte, daß sie eine Dummheit gesagt hatte.

Er schien jedoch ziemlich einverstanden.

„Möglich,“ sagte er. „Also wie gesagt: in München, im Residenztheater. Und aus gewissen Gründen, die nichts zur Sache tun, will ich dabei sein.“

„Ich fahre mit,“ sagte Blanche mit Nachdruck. Urlaub fing an zu lachen.

„Ja, das ist das Städtchen,“ sagte Hermann und deutete an den Wänden des schlecht erleuchteten Wartesaals umher, an denen phantastische Schatten tanzten, „das ist das Städtchen, wo ich damals Guido traf. Nein, nicht hier im Wartesaal natürlich, in meinem Hotel, vielmehr im Restaurant unten. Stell dir vor, Blanche, ich sitze da an einem von den Tischchen und sehe dem Billardspielen zu und bin gerade im Begriff, mich über einen Kerl zu ärgern, der sich ungezogen benimmt, weil er ein bischen mehr kann als der Andere. Da tritt plötzlich ein Herr in einem hellgrauen englischen Anzug . . .“

Urlus sprach rasch, fast aufgeregt, jedenfalls viel lebhafter als gewöhnlich, ein wenig wie in leichtem Fieber.

Blanche dagegen saß sehr ruhig da, ihre Hände, welche mit feinen grauen Handschuhen bekleidet waren, über dem weitmaschigen Tuch ihres bequemen und zugleich eleganten Reiseumantels gefaltet, und sah mit einem spitzbübischen,

frohen und dabei ein wenig entrückten Lächeln vor sich nieder. Es war ihr ziemlich deutlich anzusehen, daß sie sich bei einer verbotenen Handlung wußte und ein tiefes Vergnügen darüber empfand.

Hermann unterbrach sich.

„Wenn du vielleicht der Meinung bist, Blanche,“ sagte er, „daß mir Schläge gehören, so äußere das bitte ohne falsche Rücksicht; ich bin ganz einverstanden.“ Und er fügte hinzu, indem er die Uhr zog: „In zehn Minuten kommt unser Zug, du hast noch reichlich Zeit, dich zu besinnen. Bleibe also hier im „Wilden Mann“ oder, noch besser, nimm dir einen Zweispänner nach Seefried; die Bahn hast du nicht mehr. Eine Ausrede ist jetzt noch leicht gefunden, wehe aber, wenn man morgen früh herausbekommt, daß wir beide miteinander weg sind.“

„Oh,“ sagte Blanche „ich nehme gerne ein Martyrium auf mich für Leute, die meine Schulden bezahlen.“

„Sehr edel!“ sagte Hermann. „Und etwas töricht auch. Schön ist es aber, daß du bei mir bist . . .“

Er warf einen Blick über den ganz menschenleeren finstern Saal, umschlang Blanche und küßte sie, wie er sie in diesen Tagen oft geküßt hatte, auf weiten Gängen am Seeufer entlang,

im Park an unbeobachteten Stellen, ja hinter den Türen . . .

Blanche sagte: „Ich bitte dich, der große Krach mit den Eltern kommt doch, wenn nicht deinetwegen, dann für den Zuckerbäcker . . . Nein, was mich einzig ein bißchen beunruhigt, ist, daß ich Liselotte in Seefried gelassen habe. Aber Carola und ihre Mama passen schon auf, und übermorgen sind wir zurück.“

„Man wird zwölf Ehrendamen an den Bahnhof schicken,“ bemerkte Urlus.

Ein Bahnbeamter riß die Tür auf, rief mit lauter Stimme einige Worte, und im selben Augenblick brauste draußen der Schnellzug herein.

„Rasch, Liebes, er hält bloß zwei Minuten.“ Und Urlus legte zärtlich den Arm um ihre Schulter.

Raum standen sie im Korridor des Schlafwagens, so setzte sich der Zug in Bewegung.

„Endlich,“ rief Blanche vergnügt wie ein kleines Kind, und streckte die Arme aus.

Ein junger wohlgekleideter Herr, die schmale Reisetasche in der Hand, glitt mit einem entschuldigenden Gruß an ihnen vorbei. Er warf Blanche einen Blick zu.

Beide lachten. „Ja, weißt du, Blanche,“ sagte Hermann flüsternd, „das verstehst du nicht. Ein junger Mann steigt mit einem Gefühl in den

Nachtzug, mit einem Gefühl . . . was ist Casanova dagegen?“

Blanche lachte immer noch. Aber es schien Hermann, als habe der Blick, mit dem sie ihn ansah, den Ausdruck gewechselt.

„Ist es wahr?“ fragte sie dann, — aber man konnte unmöglich den Eindruck haben, als interessiere sie sich sehr für die Antwort — „ist es wahr, daß München gar kein Nachtleben hat?“

„Nachtleben? Eigentlich hat jede Stadt eins und keine, nicht wahr? Man muß wissen, wo man hingehet. Wir haben da als junge Leute ganz herrliche Abende verlebt, vielleicht war es ein besonders glücklich zusammengesetzter Kreis. Die Stadt war voll von liebenswürdigen und schönen Frauen. Eine gesegnete Zeit.“

„Und das ‚Nordische Land?‘ Du hast es damals in München geschrieben?“

„Etwas später.“

Sie sagten einander herzlich gute Nacht, um sich zurückzuziehen, denn es war spät am Abend und die Fahrt bis München nicht allzu weit. Rasch und stürmisch umarmten sie sich, aber es schien Urlaub wieder, als sei Blanches Blick verdunkelt. Es konnte jedoch ganz leicht eine Täuschung sein.

Er entkleidete sich, öffnete den Vorhang und auch das Fenster ein wenig und streckte sich aus.

Es war wieder Vollmond, und geisterhaft erhellte Berge und Bäume glitten vorüber.

Von Zeit zu Zeit hielt man, dann sah Ur-
lus das scheinbar so unordentliche Getriebe der
Bahnhöfe, Männer, die mit Lichtern hin und
her liefen, das Innere eines Gepäckwagens . . .

Die Fahrt war schön. Urlaub, der lange
wach blieb, hatte Zeit, Vergangenes und Künf-
tiges zu überdenken, und es war ihm sonderbarer
Weise so zu Mute, daß er sein Leben mit der
heitern Ruhe dessen betrachtete, der abge-
schlossen hat.

Ja, wahrhaftig, die Bitterkeit, der Schmerz,
das unaufhörliche innere Ringen der verflossenen
Monate schien aufgelöst im Gefühl einer etwas
ironisch gefärbten Wehmut. Es mochte sich da-
mit so verhalten, und Hermann erkannte es selbst,
daß er dazu gelangt war, Kraftlosigkeit und Un-
lust als das für ihn Unvermeidliche und einzig
Mögliche anzusehen.

Er freute sich ganz ehrlich und sogar mit
einer gewissen Neugier auf den Theaterabend,
der ihm bevorstand. Als Einer, der zu sich sagt:
nun werde ich erfahren, wie ich früher, ganz
früher war.

Dann versuchte er durch die Wand Blanchés
Atemzüge zu hören, aber es ging nicht beim Ge-
räusch der Räder und Lärm der Bahnhöfe.

„Nein, das ist mir räthselhaft, was sie sich eigentlich bei dieser Reise denkt. Was ist überhaupt mit ihr?“

Dann fiel ihm der Bruder ein, von dem Guido geschrieben hatte. „Denken Sie sich, es geht mir nicht aus meinem Juristenkopf: Stand des Vaters, Stand des Vaters . . .“

Wenn Hermann es sich genauer überlegte, dieser junge Herr konnte leicht auf den Gedanken kommen, ihm eine Kugel in den Leib zu schicken. Hermann malte sich die Affäre mit einer fast vergnügten Behaglichkeit aus, und dann drehte er sich zum Schlafen um mit der Gewißheit, an der ihm übrigens nicht viel lag, daß er nie im Leben um Blanchés Willen irgend eine dumme Geschichte durchmachen würde. Hatte er sich nicht längst angewöhnt, alles Lästige oder Bedenkliche, das vielleicht zu erwarten war, dadurch bei sich auszuschalten, daß er die unangenehme Möglichkeit aufs Eindringlichste dachte? War er nicht überzeugt von der Unfehlbarkeit dieses Mittels? In seinen guten Tagen hatte er sich's freundlich damit erklärt, daß die Welt seiner Phantasie mit der wirklichen an lebendiger Kraft wetteifern könne . . .

Als er erwachte, fuhr der Zug im grauen Morgenlicht durch einen Landstrich, dessen Charakter ihm wohlbekannt schien.

Er sah zerfließend und matt das Dachauer Moos; Guidos Züge tauchten im Nebel undeutlich vor ihm auf. Wie gewiß schon zwanzigmal seit seinen Jugendjahren bemächtigte sich seiner in der Nähe der geliebten Stadt ein süßes und etwas beklemmendes Heimatgefühl.

Am Nachmittag stand man bei den Propyläen. Es war herrliches Wetter, und ein tiefblauer antiker Himmel schien durch die Säulen der schönen Gebäude, die zu beiden Seiten des Königsplatzes liegen.

„Wie in Italien,“ sagte Blanche. „Man denkt auch, daß kein Mensch hier in München arbeitet. Die Art, mit der die Leute auf der Straße gehen, mit der sie einander grüßen, alles hat einen Charakter von Gleichmuth und doch wieder von Bergnügtheit.“

Sie stiegen in einen Wagen und durchfuhren langsam einige der von einem unbeeilten Treiben erfüllten Straßen. Es war nicht zu zweifeln, daß Blanche sich zufrieden fühlte; ihr behagte die Stadt und Hermanns Gegenwart vereinigte sich damit zu etwas Beglückendem.

Sie sprach lebhaft auf ihn ein und wandte dabei den Kopf ganz nach links hinüber, um ihn immerfort ansehen zu können. Ja, das waren schon Lippen und eine Stirn, die man lieben,

und Augen, von denen man träumen konnte. Mochte es da vielleicht etwas aus, daß die dunkelblonden glatten Haare sich ein wenig zu lichten begannen? Konnte es stören, daß sich dank irgendwelcher Vorgänge, die sich hinter dieser Stirne abspielten, zwischen den Brauen herablaufend, eine kurze, steile, schwere Falte eingegraben hatte, und daß unterhalb der Augen eine gewisse rötliche oder violette Färbung der Haut sich zeigte, die unmöglich auf ungetrübtes Wohlsein schließen lassen konnte?

Sie betrachtete mit unverhohlenem Vergnügen nach den Zügen seines Gesichtes die Einzelheiten seines Anzugs; es schien ihr gewiß, so und nicht anders mußte ein Plastron gebunden werden, dieser und kein anderer war der richtige Schnitt einer Weste, mit den breiten Umschlägen, deren Enden sich unter dem Jacket verloren. Und was sie ganz und gar entzückte, das war die dünne, doppelte Goldkette, die Hermann um den Hals geschlungen trug, die hoch oben durch eine kleine Plaquette zusammengehalten wurde und dann in zwei feinen goldenen Fäden auf die Brust herabfiel.

„Das muß ich Albrecht einmal raten,“ dachte Blanche, und sie sagte: „Ich sehe mir dein Kettchen an.“

Urus lachte. „Das merke ich.“

„Eine hübsche Art, die Uhr zu tragen, du hast das heute zum ersten Male.“

Urlus wurde erstaunlicher Weise ein wenig rot.

„Eine Münchener Reminiszenz. Vielleicht geschmacklos, daß ich's hervorgekramt habe. Was meinst du?“

Eine vage Eifersucht stieg in Blanche auf, aber sehr schlimm war es nicht damit.

Übrigens vlämische Arbeit das Medaillon,“ fügte er sachlich hinzu, „da sieh . . .“

Man war die Prinzregentenstraße hinuntergefahren und Hermann ließ sich vorm Hause eines Bekannten absetzen. Der saß jahraus jahrein gelähmt in seinem Zimmer — Hermann erzählte es Blanche — und freute sich kindlich über jeden Besuch, welcher einen Hauch von draußen zu ihm hereinbrachte.

Blanche wollte ins Hotel zurückfahren, aber dann besann sie sich und rief dem Kutscher zu: „Nach dem Schloß Nymphenburg.“

Draußen angelangt, ließ sie den Wagen warten und ging an den Statuen und Urnen vorbei, den breiten, vornehmen, geradlinigen Parkweg hinunter.

Sie setzte sich, nahe der Stelle schon, wo ein dicht verschlungenes Gebüsch alle Blicke der Näherkommenden hemmt, auf eine Steinbank und blickte über das unbewegliche Wasser.

Niemand ging an ihr vorbei, von nirgendher kam ein Geräusch von Menschen. Gegen das Rondell hin, wo die andern schon alle versammelt waren und stille lagen, zog ein einzelner Schwan den Wasserlauf entlang. Ganz leicht bewegte ein Windhauch die alten Bäume, durch welche der nahende Abend glänzte.

In der tiefen Stille, die dem großen Lustgarten etwas Verschollenes und Beziehungsreiches gab, löste sich Blanche das Herz in zärtlicher Betrachtung.

„Dies alles ist viel zu schön für mich,“ dachte sie. „Muß ich denn nicht Acht geben, selbst hier in dieser köstlichen Stille, daß ich mir nicht entgleite zu irgendeinem wichtigen oder törichtem Gedanken . . .? Was bin ich, daß ich mich an ein Leben drängen darf wie seines? Will ich, daß er mich aufnimmt und nicht mehr losläßt? Weiß ich überhaupt, was ich wünsche und was nicht? Wäre ich, was er ist, — ach, wäre ich nur überhaupt so etwas wie ein ganzer Mensch, ich hätte nicht nötig, solche Torheiten zu machen, süße Torheiten freilich, wie es jetzt diese Reise ist. Was braucht ein Mann wie er . . .? Er braucht einen leidlich bequemen Sessel und ein wenig Stille, um für eine Stunde überall auf Erden zu sein, und um alles zu sein, was er nur will. Sehr lieb habe ich ihn . . .“

Und dann überkam sie ein einfaches Verlangen; nichts war dieser abendlich beruhigte Park als eine hochgewölbte Halle, in der Blanche Findeisen das Schlagen ihres Herzens in starkem Widerhall vernahm; nichts war Blanche selber als ein sehr verliebtes junges Mädchen, und gewiß ein Mädchen, das von seinem Geliebten so wenig wußte als nur irgendwo eines.

*

Sie fand Hermann in Abendtoilette vor einem Paket Bücher.

„Ja,“ sagte er, „ich habe auch ein wenig gebummelt. Ich kam bei meiner alten Buchhandlung vorüber in der Briennerstraße und sah eine Menge neuer Sachen im Schaufenster liegen. Unglaublich, was der deutschen Literatur zuwächst in vier, fünf Wochen!“

„Und alles schon aufgeschnitten . . .“

Er lachte. „Ja, das ist so eine dumme Gewohnheit von mir; mit Büchern kann ich nicht warten. Gott weiß, was für Hoffnungen immer vor solch einem Stapel von Druckwaren!“

„Ungefähr wie wir als junge Dinger in der Pension . . . Eine Schachtel voll Pralin's muß in Gottes Namen gleich aufgegessen werden, auch wenn's zuletzt nicht mehr gut schmeckt.“

„Ja, ungefähr so. Aber wie ist's . . .? Wir haben fast viertel acht.“

Sie fiel ihm um den Hals. „Ich freue mich überhaupt wahnsinnig. In fünf Minuten bin ich umgezogen und ans Theater sind's ja keine drei.“

Sie kam zurück in einem ganz enganliegenden schwarzen Bettleid, das weder Brust noch Hals frei ließ und ihr ein ernstes, nicht gar zu jugendliches Aussehen verlieh. Ihr dunkles Haar war von einem schwarzen Spizentuch überdeckt, das sie nach der Weise der spanischen Mädchen bis in die Stirn hinein trug. Sie sah fremdartig und gefährlich aus.

„Mein schönes, schönes Mädel,“ sagte Hermann, und er half ihr in den Mantel.

Sie gingen die Maximiliansstraße hinauf, passierten den Durchgang beim großen Opernhaus, betraten das kleinere Theater und nahmen die Plätze in ihrer Loge ein, als sich eben der Saal verdunkelte.

Ja, dies war nun sein einst so zärtlich geliebtes Stück, das Urlus viele Jahre lang fast vergessen gehabt hatte, und von dem er nun glaubte, der Anhauch seiner Jugend müsse ihm daraus entgegenkommen.

Er hatte es niemand gestanden, aber es verhielt sich schon so, daß es sein eigener Wunsch war, auf den hin das Residenztheater das verjäherte Werk wieder aufgenommen hatte. Er wollte es noch einmal vor sich sehen, dieses simple Spiel, er wollte noch einmal erleben, wie dieser mythische junge König ohne Namen sieglos und ruhmlos zu seiner Mutter in die Heimat zurückkommt und weder Heim noch Mutter mehr findet.

Oh, neugierig war er, ob er noch einigen Haß, einigen Abscheu würde aufbringen können für diese schöne und stolze Mutter, die ihren Sohn nur so lange liebt, als sein Ruhm reicht. Unangenehm muß es schon sein, wenn man heimkommt und sieht, wie die Mutter ein Verhältnis

hat mit dem besten Freund, aus nichts als Zorn und Verachtung . . .

Es war ihm beklommen zu Mut.

Der Monolog — ja, jetzt kommt der Monolog des Königs — was für ein Unsinn, ein Monolog . . . Aber zufällig mußte er gerade während dieses Monologs ein paarmal heftig hinunterschlucken. Er fühlte auch Blanchés Hand plötzlich in der seinen.

„Das sind die Sterne.“

Es wurde hell. Man erkannte für einen Augenblick die kapriziöse Zierlichkeit dieses schönsten kleinen Theaterfaals. Sie sprachen nicht; Urlaub hatte seinen Stuhl dem Hintergrund der Loge zugerückt.

Als der Raum sich wieder verdunkelte, sagte er leise: „Das Gastmahl“, stand auf und lehnte sich unruhig gegen den Pfeiler.

Es sah sehr schön aus. Das Eisen war nicht gesparrt; um die Tafel klirrte es davon. Ein eisenfahles Licht lag über den Rittern und auf dem strengen und schönem Gesicht der Königin. Alle bewegten sich schwer und widerwillig und sprachen langsam; die Luft war erfüllt vom stummen Schmerz dieses unglücklichen Königs, der neben seiner herrischen Mutter saß, den Freund zur Linken, dessen Herz ihm gestohlen worden war . . .

Aus all diesem aber wehte es Hermann

wirklich an wie der Gruß eines Menschen, mit dem er einst vertraut gewesen war, und dessen Umgang er jetzt leider schon lange entbehren mußte, aus zwingenden Gründen. Es war die ungewöhnlichste Empfindung, schmerzlich zugleich und sehr sehr süß.

Die Luft im Königssaal war kalt, tödlich kalt; der es unternahm, sie zu erwärmen, und mit blühendem Leben zu erfüllen, war der junge Spielmann. Er stand von seinem Platze auf, welcher sich unten an der Tafel befand, und nahm sein ungesüßtes Instrument in die Hand; die Augen des Königs richteten sich auf sein Gesicht, als könnte von diesem Sänger irgend ein Heil kommen.

Alle waren still, und es wurde ein gutes und frohherziges Lied gehört.

Herr Rother kam hinterm Berg hervor
Als der Erste von seiner Schar.
Wer stand da vor seines Hofes Thor?
Seine Mutter im langen lichten Haar.

Willkommen mein Sohn und tausendfach!
Das ist eine gute Stund,
Und komm in eigen Haus und Dach
Und mach mir alles kund.

Und willst du nicht, so laß es sein
Und sitz mir schweigend am Herd
Und laß mich nur anschauen die Augen dein,
Mein Sohn so teuer und wert!

Sie bettet' ihn in der Halle zur Nacht,
Und mit Wolfsfellen deckt' sie ihn zu
Und hielt bei Herrn Rother gute Wacht
Und beschützte ihm seine Ruh.

Um Mitternacht Herr Rother fuhr
Empor bei des Schlachthorns dumpfem Schall:
Sei ruhig, mein Sohn, es brüllen ja nur
Die zween Stiere in unserm Stall.

Es geschah dann, daß der König dem Spiel-
mann mit stolzer Miene seinen Dank zunickte,
und daß er dann mit einem Male in Tränen
ausbrach, so wie er war, angetan mit allen
Zeichen der Würde, umgeben von gerüsteten
Männern, auf dem Hochsitz.

Während dieser Szene wurde im Theater
viel stoßweises Atmen hörbar. Ein Herr in der
benachbarten Loge zeigte sich besonders heftig be-
wegt; er rief, als der Vorhang wieder gefallen
war, mit Andern zusammen Urlus' Namen.

„Was jetzt kommt, ist nicht dramatisch,“
sagte Urlus zu Blanche. „Es ist überhaupt
wahrscheinlich ein ganz schlecht gemachtes Stück.“
Aber während er diese Erklärungen abgab, hatte
er wiederum mit einem trockenen Häusperrn zu
kämpfen und sah starr zu einem Pfeiler des
ersten Ranges hinauf, an dem nichts Besonderes
zu entdecken war. Blanche fühlte brennende
Sehnsucht, ihm die Hand zu küssen; sie hätte

ihn gern gebeten, aufrichtig mit ihr zu sein, aber natürlich wagte sie es nicht.

„Ja, zuletzt geht er fort,“ sagte Urlus wieder, „er geht einfach fort — wirklich ganz un-dramatisch, vielleicht hat er die Absicht, im Eis-meer umzukommen, wer weiß.“

Hier tat sich der Vorhang zum drittenmal auseinander. Dieser Akt war ganz kurz.

„Und welches Schiff, Herr,“ hieß es zuletzt.

„Und welches Schiff, Herr?“

„Nehmt das festgerammte,

„Das niedre, breite mit den schweren Rudern,

„Nehmt Nahrung mit für acht, für zehen Wochen,

„Und dann noch eins: vergeßt die Hunde nicht.“

„Zur See, o Herr?“

„Vergeßt die Hunde nicht!“

*

„Wir können uns noch ein bißchen in die Bar hinuntersetzen, was meinst du, Blanche?“

Urlus war froh, daß ihn auf dem Weg zum Hotel niemand angehalten hatte.

Sie nahmen in einer Ecke Platz, einander gegenüber in tiefen, bequemen Sesseln. Eine mit gelber Seide abgedämpfte Lampe ließ die Nische in schimmernder Dämmerung.

Urlus kühlte sich die heißen Finger an seinem eisigen Whiskyglas. Er sah Blanche nicht an und sprach auch nicht.

Aber Blanche selbst, die Leichtfertige, die Bergeßliche, blickte zu ihm herüber und in ihren Augen hätte leicht etwas gefunden werden können wie der Beginn eines ängstlichen Verstehens.

„Du bist gar nicht mehr bei mir,“ sagte sie endlich. „Freilich, du hast recht, wie schön war es auch . . .!“

Er sah sie freundlich an. „Verzeih,“ sagte er, „verstehst Du, Blanche, man denkt doch an vieles . . .“

In Wirklichkeit hatte er nur einen einzigen Gedanken, und den hätte Blanche so wenig begriffen, als er ihn selbst im Grunde begriff. „Werde ich Guido noch einmal wiedersehen?“ „Noch einmal“ fragte er — nein, genau war es nicht zu verstehen.

Blanche reichte ihm die Hand herüber. „Wie schön!“ sagte sie,

Um Mitternacht der König fuhr
Empor bei des Schlachthorns wildem Schall.
Schlaf ruhig, mein Sohn, es brüllen ja nur
Die zwei Stiere in unserm Stall . . .

Eine Gesellschaft schien die benachbarte Loge zu betreten; Stuhlücken entstand, es wurde hell, man hörte Gläserklirren und Stimmen.

Mit einem Male wurde Urlus aufmerksam. Er richtete sich etwas empor, lauschte und fing an, leise und friedlich zu lachen.

„Herr Fuchs sitzt drüben, Blanche; vor vierzehn Tagen hat er mir seinen Tod angezeigt.“

Er merkte, daß Blanche sich nicht erinnerte.

„Wie?“ fragte sie. „Wer ist es?“

Urlus gab eine unbestimmte Antwort.

Er hörte Herrn Fuchs sagen: „Ja, sehr richtig, Hermann ist ein fabelhafter Kerl. Ein Könner, das ist es, einfach ein Könner. Wie meinen Sie: das ‚Nordische Land‘ wird auch im Lessingtheater gespielt? Ne, ne. Mit Berlin ist noch gar nichts abgemacht, ich bin genau orientiert; wir sind ja sehr befreundet . . .“

*

Eine Stunde, nachdem er sein Hotelzimmer betreten hatte, saß Hermann noch wach und angekleidet da. In einer Ecke brannte ein elektrisches Flämmchen. Er sah vor sich nieder mit einem unbestimmten Lächeln.

Sehr leise ging die Tür. In einem weißen, spitzenbesetzten Gewand stand Blanche inmitten des Zimmers. Als Urlus aufblickte und sich erheben wollte, war sie bei seinem Sessel, ließ sich nieder und legte ihr Gesicht in seine Hände.

Frau Richter und Blanche saßen unten am Wasser, nicht weit von der Stelle, wo die Halbinsel ins Wasser hinausgeht, und welche der Sammelort der Seefrieder hohen Gesellschaft ist.

Es war ein schöner sonniger Herbstmorgen, immerhin schon etwas kühl, so daß die beiden Damen sich mit warmen Kleidungsstücken wohl versehen hatten. Blanche trug den unauffälligen, aber eleganten grauen Mantel, den sie auf der Reise angehabt.

„Nein, nein,“ sagte Frau Richter mit einem ruhigen Lächeln, „Sie sind anders geworden, mein liebes Fräulein, Sie sprechen ja viel mehr und lebhafter, und Ihre Augen sehen anders aus.“

„Das ist wohl möglich,“ antwortete Blanche und blickte starr vor sich hin.

An ihnen vorüber, den Weg nach der Landzunge entlang, kamen Direktor Leipprand und Frau Arnold. Die schöne Dame hielt ihre Augen geradeaus gerichtet und zuckte nicht mit

der Wimper. Herr Leipprand, welcher jugendlich und vornehm aussah wie stets, grüßte sehr tief. Allein in seinem weltmännischen Lächeln war etwas, das Blanche nicht besonders gefiel.

Sie schickte den beiden einen unbehaglichen Blick nach.

„Ja, Blanche,“ sagte Frau Richter, „es war eine Dummheit von Ihnen.“

Ein Windstoß fuhr über die beiden Frauen hin, und es fröstelte Blanche ein wenig.

Frau Richter setzte hinzu: „Ich selber, nun, schließlich habe ich meine besondere Art, zu urtheilen, aber Ihre Position im Allgemeinen, liebes Kind, verbessert hat sie sich nicht. Ich selber mache nur Urlus einen Vorwurf, aber ihm auch gleich den schwersten . . .“

Hier erwachte Blanche aus ihrer Gleichgültigkeit und verteidigte Hermann, indem sie sich selbst kaltblütig herabsetzte. „Gut, gut,“ sagte Frau Richter endlich, und nun sah sie aus, als sei sie mit Blanche und Urlus und der Welt zufrieden.

„Übrigens, liebe Blanche, Sie werden, wie ich vermute, mit den Ihrigen zu Hause Konflikte haben. Wenn die Angelegenheiten schlimm auszu sehen beginnen, werden Sie es nicht verschmähen, zu mir zu kommen, nach Zürich.“

„Oh, gnädige Frau . . .“

„Ja, nach Zürich, ich gebe Ihnen die Adresse. Aber sagen Sie nicht nur der Form wegen zu.“

„Gnädige Frau sind sehr gütig, aber glauben Sie, daß . . . ich in ein Mädchenpensionat hineinpasse? Auch mit meinem Englisch ist es nicht . . .“

„Wer spricht von einem Pensionat? Ach, das ist das törichte Märchen, das irgend jemand hier verbreitet hat. Kein Mensch kann sich vorstellen, daß Einer Interesse für Kinder hat außer von Berufs wegen. Komische Leute!“

Sie fügte hinzu: „Nein, mein Mann hat eine Schokoladefabrik. Sie werden ganz behaglich leben, vielleicht ein wenig zurückgezogen, aber bequem.“

„Wieviel Freundlichkeit, gnädige Frau . . .“

„ . . . und Sie bekommen Ihre beiden Zimmerchen auch ganz am andern Ende der Wohnung, denn natürlich sind Sie gerne wach bei Nacht und lesen oder gehen hin und her. Also kommen Sie nur. Wissen Sie, Blanche, ich habe Sie doch sehr lieb gewonnen.“

Blanche war gerührt. „Das ist reizend von Ihnen, gnädige Frau,“ sagte sie und ergriff Frau Richters schmale, unbekleidete Hand. „Aber Sie tun wirklich, als sei der Streit mit meiner Familie schon eine ausgemachte Sache . . .“

In diesem Augenblick bog um das Gebüsch

die Weinkellnerin, eine Tablette mit Madeira und Gläsern in der Hand; auch ein Teller mit belegten Brötchen war dabei. Sie ging in der Richtung nach der Landzunge und kam an der Stelle vorbei, wo die beiden Damen saßen.

„Fräulein Findeisen,“ sagte sie im Vorbeigehen, ohne den Kopf zu wenden, „eben ist Ihr Herr Bruder angekommen . . .“

*

Albrecht Findeisen schlug mit einer heftigen Bewegung die Vorhänge auseinander, öffnete dann, sich zur Ruhe zwingend, behutsam das Fenster und ließ sich am Tische nieder. Er streifte die rot-samtene Decke zurück, entnahm seinem Portefeuille einen Kartenbrief aus englischem Leinen und schrieb einige Worte nieder mit sichern und leserlichen Zügen. Dann klingelte er, instruierte das eintretende Stubenmädchen, stellte sich an das Fenster, das auf den Hof hinausging, und wartete.

Hätte jemand Herrn Findeisen in diesen Minuten beobachtet, — aber der Hof war menschenleer und an den übrigen Fenstern zeigte sich keine Seele —, so hätte er ein vom Schmerz völlig verzogenes Männergesicht erblickt. Die Muskeln der Wangen strafften sich wie bei Einem, der gegen Tränen ankämpft, und seine

Hände hielten krampfhaft das Holz der Fensterbrüstung.

Mit einem Male zuckte er zusammen, und seine Augen weiteten sich zornig, ein Ausdruck, der aber sogleich dem einer verstorbenen Zärtlichkeit Raum gab. Dies geschah, während eine junge Dame in grauem, langem Mantel und mit unbedecktem, dunklem Haar eilig über den Hof kam und in einer der Türen verschwand.

Findeisen klingelte wieder, heftig und lange, bis das Stubenmädchen herbeistürzte.

„Ich bin für niemand, hören Sie, Fräulein, für niemand zu sprechen, außer für den Herrn, an den der Brief war.“

Hier trat der Major Lederer ins Zimmer, in Eile und lebhaft mit den Augen blinzeln. Das Mädchen ging.

„Mein lieber Herr Assessor,“ rief Lederer und streckte beide Hände aus. „Was für eine Überraschung!“

Findeisen zeigte auf einen Stuhl und sagte: „Nein, Sie sind natürlich nicht überrascht, Herr Major, Sie können es gerade am allerwenigsten sein.“

„O, ich . . .“

„Gewiß. Sie waren sich doch selbstverständlich klar über die Wirkung, die Ihr letzter Brief hervorbringen mußte. Vielleicht haben Sie die

Güte, mir noch einmal persönlich die belastenden Tatsachen zu wiederholen.“

Der Major versuchte zu lachen.

„Belastende Tatsachen ist wirklich sehr gut. Man hört den Juristen.“

Herr Findeisen bewegte die Hand. „Ach bitte,“ sagte er, und sein Gesicht sah nicht aus, als sei er zu irgendwelchen Scherzen aufgelegt.

Dann hörte er dem Major sehr ruhig zu.

„Sie stehen mir für die Wahrheit dieser Angaben?“

Lederer bekam einen roten Kopf. „Die Frage ist beinahe beleidigend . . .“

„O, Sie wissen, daß mir jede Absicht fehlt, Ihnen etwas Kränkendes zu sagen.“ Findeisen äußerte das in einer kalten und sozusagen unpersönlichen Weise, so daß ihn Lederer mit leicht zusammengezogenen Augenbrauen ansah. Da aber gewahrte er, mit welcher Miene Findeisen dasaß. Die Augen ohne Ausdruck ins Leere gerichtet und die Lippen hart aufeinandergedrückt.

„O, ist's an dem,“ dachte Lederer, „er will weinen, — braver Junge, es geht ihm nah. Übrigens, auch wenn ich an den Alten denke . . ., verdammt nochmal, war ich vielleicht ein Esel?“

In einer Anwandlung von Feinfühligkeit nahm er nicht wieder das Wort, vielmehr blieb

er Findeisen gegenüber, ohne sich zu regen, auf seinem Stuhle.

„Was sind denn das für Sitzgelegenheiten, dachte er, was für scheußlich gerade Lehnen.“ Er blickte, mit steifem Halse, nacheinander die Empirestühle an, deren das Zimmer noch drei aufwies.

Dann sah er wieder verstohlen Albrecht Findeisen ins Gesicht. „Es ist schon so, der Junge heult los, wenn er reden muß — verflucht, verflucht. Na, dem Dichter gönne ich die Sache ja eigentlich. Aber eklig wird sie doch, ganz verdammt eklig. Und wenn ich an die arme niedliche Blanche denke . . .! Was habe ich da gemacht . . . Wär' mein Zimmer am Abend nicht so scheußlich öde gewesen, oder die alte Löwenkron ein bißchen amüsanter oder wäre der Pniower nicht abgereißt, so daß kein Spiel mehr zustande kommt — ich hätte den blödsinnigen Brief an den Findeisen nicht geschrieben. Davon hängt jetzt mehr ab als gut ist . . .“

Es verhielt sich schon so: in diesen Minuten, während er dem Assessor gegenüber saß, tat Herr Lederer, vielleicht zum allerersten Mal, einen Blick in gewisse sonderbare Zusammenhänge unseres Daseins. Jedoch blieb ihm keine Zeit, sie zu verfolgen.

Der junge Mann stand auf und sagte, nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit: „Herr Major, ich

bitte Sie, mich in der Sache zu vertreten. Ich weiß wohl, daß eine derartige Bitte einem älteren Bekannten gegenüber etwas Befremdendes haben könnte, finde mich aber durch die Umstände gerechtfertigt. Ihre weltmännische Erfahrung überhebt mich der Notwendigkeit, Erklärungen zu geben; Sie wissen, in welchem Sinne ich die Angelegenheit erledigt sehen möchte.“

„Ja, mein guter Junge, man schafft sich den nötigen innern Abstand durch dergleichen Nebenarten.“ Dies dachte der Major Lederer, dessen geistige Schärfe und Lebendigkeit im Lauf der halben Stunde sich ganz merkwürdig gesteigert hatten.

Laut sprach er, indem er sich erhob: „Ich bin, wenn auch schweren Herzens, bereit, mit dem Herrn zu sprechen.“

„Wie schnell es jetzt dunkel wird,“ dachte Hermann und sah von dem Manuskript auf, dessen Schrift er nur noch undeutlich erkennen konnte. „Raum halb sechs!“

Wirklich hing draußen schon die Dämmerung zwischen den Zweigen. Vom See her kam der Pfiff des Dampfbootes, sehr schrill, schwächer werdend, bis er sich in ein klagendes Stöhnen verlor. Ullus schloß das Fenster, zog die Vorhänge zu, zündete die Lampe an und deckte den roten Schirm darüber, den ihm das Stubenmädchen aus einem Nest Seide genäht hatte. Dann schrieb er langsam weiter an der Novelle und bedeckte das Papier mit ruhigen und klaren Schriftzügen.

„Es war spät in der Nacht,“ schrieb er, „und der Himmel hatte sich mit schweren dunklen Wolken bezogen, die den Mond verdeckten, als eine lederbezogene Männerfaust, im Dunkeln tastend, Ludwig aus dem Schlaf aufriß. Eine zweite Hand umspannte seine Kehle, er hörte

eine heifere Männerstimme fremd klingende Worte flüftern, eine andere hastig antworten. Vom Boden ward er weggezerrt, Kaspar, der an ihm hing und hielt, mit emporgezogen. Ein harter Arm fuhr zwischen sie beide und brach die Kette ihrer engverschlungenen Hände, wie man einen morschen Ast bricht. Schleifende Schritte entfernten sich. Kaspar, kaum seiner Kehle wieder mächtig, versuchte zu schreien, brachte aber nur ein krampfhaftes Gurgeln hervor, er sprang auf, griff vor sich her in die stockdunkle Nacht und eilte in der Richtung, aus der er jetzt Pferdegetrappel vernahm. Er stieß, in rasendem und verzweifelnem Lauf, mit der Stirn hart wider einen Felsblock und schrie nun, plötzlich seiner Stimme wieder gebietend, den Namen seines Freundes und sinnlose Worte in die Nacht . . .“

In diesem Augenblick pochte es, und das Mädchen meldete den Major.

Alles vollzog sich sehr schnell und gewissermaßen unter der Hand.

„Gewiß, Herr Major, ich nehme an,“ sagte Urlus mit einer beinahe liebenswürdigen Bewegung der Hand, wie etwas, das man ohnehin gleich wieder vergißt . . .

„Aha,“ dachte er, als der alte Herr wieder gegangen war, „die Welt der Tatsachen hat jetzt offenbar doch mehr Realität als meine Vorstel-

lung. Nun, das überrascht mich nicht. Ganz schlecht steht es um meine Phantasie . . . Ich kann mir ja überhaupt noch nicht vorstellen, was sich da morgen abspielen wird. Die Sache ist mir gar nicht ins Blut gegangen.'

Immerhin hatte er die Lust zu arbeiten verloren, er schob die Blätter des Manuscriptes zusammen und steckte sie in ein großes Couvert.

Dann nahm er „Was ihr wollt“ in die Hand, amüsierte sich sehr über das Duell zwischen Viola und dem Junker Bleichwang, ließ das Buch aber auch bald wieder sinken.

„Ach ja,“ sagte er, nahm einen großen Bogen Papier, brach ihn in der Mitte und schien Willens, eine amtliche Eingabe oder etwas dergleichen aufzusetzen.

„Aber welches, welches von den Stücken zum Donnerwetter . . .?“ sprach er vor sich hin. „Es wäre ja recht stilvoll, das ‚Nordische Land‘ zu nehmen, aber davon, nein davon wird Blanche schwerlich leben können.“

„Eigentlich,“ fügte er bei sich hinzu, „ist's auf die andere Art auch viel netter, ganz hübsch ironisch . . .“

Und er setzte eine Verfügung auf, derzufolge die Einkünfte aus seinen Dramen „Fünfsaufen“ und „Teresa“ bis zum Ableben der Bedachten beziehungsweise bis zum Erlöschen des Urheber-

rechtes an Fräulein Blanche Findeisen, Rentiers-
tochter aus Köln, auszusahlen sein sollten.

Dies verschloß er, zusammen mit einigen
andern Papieren, siegelte das Couvert und ver-
sah es mit einer deutlichen Aufschrift.

Dann ging er im Zimmer auf und ab.

„Schade,“ sagte er vor sich hin.

Er dachte: „Schade, daß Guido nicht hier
ist. Er hat von seinen Hochschulfremestern her
eine ansehnliche Praxis in solchen Dingen . . .
Ob ich ihn noch kommen lasse? . . . Nein, das
hat eventuell Zeit bis nachher. Es wäre schließ-
lich der Fall denkbar, daß ich ihn ohne Not in
Aufregung versetzte, und das hätte ja keinen
Sinn! obwohl . . .“

Sein Nachsinnen über das Technische an
dieser Angelegenheit verschob er auf die Zeit
nach dem Abendessen und ging, als es drüben
läutete, sehr hungrig in die Speisehalle hinunter.

Nach der Petroleumlampe tat ihm die reiche
elektrische Beleuchtung heute wohl. Der Speise-
saal hatte keine einzelnen Lustres, vielmehr befand
sich über dem Plafond aus Milchglas eine mäch-
tige elektrische Leuchte, welche dem ganzen Raum
eine weiche, beruhigende Helligkeit erteilte.

Hermann überblickte nicht ohne Vergnügen
die zahlreiche plaudernde Gesellschaft, während er
sich an seinen Platz begab.

„Aha, Fischmuscheln,“ dachte er, „das ist ja hübsch! Man verdirbt sich zwar allemal den Magen an dem alten Zeug, aber es schmeckt pikant, und wie gut sieht es aus!“

„Wenn ich daran denke,“ sprach er zu dem jungen Weiß, der heute an Blanche Findeisens Platz neben ihm saß, „was es für ein Fest war, wenn Mama uns solche künstlichen Muscheln auf den Tisch brachte!“

„Jawohl,“ antwortete der junge Weiß mit erstaunten Augen, denn gewisse Gerüchte waren auf verschlungenen Wegen bereits bis zu ihm gedrungen, „jawohl, aber in einem gut bürgerlichen Haus ist die Zubereitung auch eine andere.“

„Das ist wahr,“ antwortete Hermann und erinnerte sich, gewiß seit sehr langer Zeit, wieder einmal an das Eßzimmer, darin er mit seinen Eltern gefessen hatte, und an seine kleine Vaterstadt, wo aber niemand mehr lebte, der nahe mit ihm verwandt war.

„Vielleicht sollte ich Guido doch kommen lassen!“

Der junge Weiß war von Ullus' Verhalten aufs Schlimmste enttäuscht; man hat nicht alle Tage Gelegenheit, das innere Leben eines Duellkandidaten vor sich auszubreiten, besonders nicht, wenn man sich auf der Universität von allem rohen Studententreiben fernhält und seine Zeit

dafür mit dem Lesen literarischer Journale hinbringt. Hermann betrachtete mit vieler Aufmerksamkeit die Weinkarte. Er sagte zu sich selbst: „Überhaupt trinke ich zum letzten Male Wein vor meinem Tode — komisch!“

Der junge Weiß bewegte mißbilligend die Lippen. Dann wagte er einen großen Schlag und legte Messer und Gabel hin wie Einer, der sich für alle niedern Funktionen verloren gibt.

„Wissen Sie, Herr Doktor,“ fragte er in einem geradezu jämmerlich imitierten Plauderton, „daß Fräulein Findeisen Besuch von ihrem Bruder erhalten hat?“

„O, einen griechischen Wein!“ rief in diesem Augenblick Hermann und wies mit dem Finger auf die Karte. „Mein Gott, als ich das in Heidelberg getrunken habe, in Neckargemünd vielmehr, auf einer Terrasse, zusammen mit meinem Freunde Kauffmann — zwanzig Jahre müssen es schon her sein, es war reizend!“

Der junge Weiß gab die Sache endgültig auf.

Dieser Urlaub war einfach ein Idiot mit seinen Redensarten. Über antike Todesverachtung und derlei Geschichten war man doch, gottlob, hinaus!

Es wurde vielleicht noch nicht erwähnt, daß der junge Weiß einer Dichterschule angehörte, die, auf Grund einer mit Stolz zugestandenenen

feelischen Impotenz, den guten Geschmack und das, wenn man sich so ausdrücken darf, negativ Lobenswerte zum einzigen Richtungspunkt genommen hatte. Im Verfolg dieser Richtung aber war er bereits zu einer gewissen Vollkommenheit beim Herstellen untadeliger Verschemata gelangt, und sein Name war deshalb von sechs reichsdeutschen und zwei österreichischen Blättern sowie von einem schweizerischen in Verbindung mit lobpreisenden Adjektiven genannt worden. Mit Leichtigkeit war sein Widerwillen zu verstehen, einem Menschen gegenüber, welcher durchaus nicht die Fähigkeit besaß, die einzelnen Abschnitte seines Lebens geschmackvoll, korrekt und angemessen zu begehen.

Urlus schlürfte den süßen griechischen Wein mit heiterer Miene, und Doktor Grünfuß, der gegenüber saß, betrachtete ihn unter seinen buschigen Brauen hervor mißbilligend und scharf.

Dann begann Urlus wieder mit kräftiger und doch sanfter Stimme zu dem jungen Weiß zu reden. Merkwürdigerweise sprach er über Blanche, völlig unverfängliche Dinge zwar, aber nichts hätte er sagen können, was in seiner Situation nicht peinlich gewirkt hätte. Es gab natürlich einen Grund, warum er es that, und dieser Grund lag in einer großen Neugierde. Neugierde, wie er in diesem Augenblick zu Blanche

eigentlich stehe. Er glaubte bemerkt zu haben, daß er seit dem Nachmittag fast ohne die geringste Gemütsbewegung an sie denken könne, gleichsam als sei dieses junge Mädchen nur ein Weg gewesen zu einem gesuchten Ziel, aber das mochte eine Täuschung sein und war erst bewiesen, wenn es sich beim deutlichen Aussprechen ihres Namens bestätigte.

Als er schwieg, glaubte er zu bemerken, daß kein Mensch im Saale mehr sprach. Mit einem flüchtigen Gefühl des Mißbehagens blickte er nach links und sah die Augen von Frau Richter mit vorwurfsvollem und traurigem Ausdruck auf sich ruhen. Neben ihr, vorgeneigt, erschien Carolas blasses Gesichtchen, ihre Augen waren mit demselben ernsthaften Blick auf ihn gerichtet, auch die Körperhaltung war die gleiche wie bei der Mutter; die beiden Häupter schienen regungslos nebeneinander zu ruhen.

Hermann dachte: ‚Seltsam, ich erinnere mich nicht an diese beiden Menschen, wenn ich sie nicht eben sehe. Aber dann bedeuten sie auch etwas. Sie sind gütig, sie sind still, vielleicht macht Einem die unbewußte Kenntnis von der Existenz solcher Geschöpfe das Leben allein erträglich . . .‘

‚Was ich aber bald nicht mehr nötig habe,‘ fügte er bei sich hinzu.

Dem jungen Weiß war etwas eingefallen.

„Wie diese beiden Damen Findeisen vom Tisch verschwunden sind!“ dachte er. „Gestern, da saßen sie noch zwischen Urlus und mir und jetzt — ihre Plätze sind einfach weg, fort, nicht mehr vorhanden; sie schließt sich schnell, diese Wunde.“

Urlus stand auf, verbeugte sich flüchtig und verließ den Saal. Der junge Weiß kam noch auf mehrere Vergleiche, allein er gab dem mit der „Wunde“ entschieden den Vorzug und bestimmte ihn für das Metrum der sapphischen Strophe, drittes Schema. Es freute ihn sehr, daß der Ausdruck „spurlos geschlossen“, den er sogleich gefunden hatte, genau die letzte Zeile einer sapphischen Strophe ausfüllte und war schon dabei, nach rückwärts marschierend, eine dritte Zeile zu finden, als er hinter sich etwas sagen hörte.

Er unterschied augenblicklich die Stimme eines Servierfräuleins, dem er vor vielleicht drei Tagen auf der rückwärtigen Treppe ehrenvolle Anträge gemacht hatte, leider vergebens.

Er drehte sich um. „Herr Doktor Urlus bittet Sie für einen Augenblick zu ihm hinauszukommen,“ sagte das Mädchen mit reservierter Stimme. „Er ist am Parktor.“

Der junge Weiß war erstaunt. „Komme sofort,“ sagte er, wie ein Kellner, verlor seine

dritte Zeile für alle Zukunft aus dem Gedächtnis und ging.

„Lieber Herr Weiß,“ sagte Urlus „ich habe eine Sache mit Assessor Findeisen. Eine ernste Angelegenheit. Dürfte ich Sie bitten, für mich abzumachen, was abzumachen ist?“

Der junge Weiß sah Hermann mit einem ungläubigen Ausdruck ins Gesicht. Und dann brach er, an Stelle irgend einer korrekten und gleichgültigen Redensart, in die Worte aus: „Wirklich? Das ist ja eine kolossale Ehre für mich . . .“

Urlus schienen diese Worte, über welche freilich auch der junge Weiß selbst sogleich erschrak, durchaus nicht sehr zu gefallen.

„Danke Ihnen,“ sagte er kurz. „Gehen Sie also zu Herrn Major Lederer, Zimmer Numero sieben. Wir fahren, denke ich, morgen früh.“

„Fahren?“ Der junge Weiß überlegte sich den Bestand seiner Kasse. Nun, er würde schließlich den Badearzt anborgen; es war ja ein außerordentlicher Fall . . .

„Major Lederer wird mit Ihnen zusammen noch alles bestimmen,“ äußerte Urlus, griff an den Hut und entfernte sich.

Er nahm sich beim Fischer ein Boot und fuhr hinaus.

Der Mond schien hell, obgleich er schon wieder abnahm. Die Konturen der Berge, von denen die Ufer umstanden waren, reckten sich phantastisch und ungeheuer in den weißlichen Himmel.

Hermann brachte sich mit kräftigen Stößen bis weit hinaus, dann ließ er die Ruder, nahm den Hut ab und verharnte ohne Bewegung.

Es war nichts zu hören als das sachte Anschlagen der Wellen am Boot und dann, einmal, ein klingendes Lachen vom Ufer her. Für einen Augenblick faßte ihn ein Verlangen nach einem Mädchen, das mit ähnlichem Ton zu lachen pflegte, ein sehr heftiges Verlangen sogar, allein er mußte sich gewaltsam darauf besinnen, daß er Blanche meinte.

„Nun lerne ich ihn wirklich noch kennen, den jungen Herrn Findeisen, du behältst recht, alter Guido. Er wird es also sein, der den Krankenwärter erlöst. Ach vielleicht hat der Wärter schon lange nicht mehr aufgepaßt, und der Kranke ist still hinüber.“

„Ja, wenn ich mir's überlege: eigentlich war ich nicht mehr so traurig in diesen letzten Tagen. Gerne hätte ich auch die kleine Kreuzzugsnovelle fertig gemacht. Es sind erst ein paar Seiten. Ich will sie mir morgen mitnehmen und auf der Fahrt lesen.“

„Was hat der Major für einen Ort vorgeschlagen? — ach ja.“ Er lächelte.

„Dicht bei dem Nest, wo ich damals Guido traf. Der alte Herr hat ganz gut gewählt. Ich werde dem Weiß sagen, daß man mich im gegebenen Fall in den „Wilden Mann“ bringt. Die Zimmer sind groß und hoch.“

„In meinem Zimmer war damals auch ein Lehnstuhl, Guido soll sich darin an mein Bett setzen . . . wir werden noch einmal von Vielem sprechen, was früher war.“ Alles erschien Hermann klar und vorausbestimmt.

Ein Plätschern von Wellen wurde laut, ein Eintauchen von Rudern.

In geringer Entfernung fuhr ein Boot vorüber, darin zwei weiße Mädchengestalten zu erkennen waren. Eine von ihnen sang mit kindlicher, gedämpfter Stimme ein Lied vor sich hin.

Urfus sah, daß es Riselotte und Carola war, allein er machte sich nicht bemerkbar und blickte mit etwas getrübbten Augen dem Boote nach, das gleichmäßig und langsam dem jenseitigen Ufer zuglitt.

Hermann hat den jungen Weiß mit freundlichen Worten, ihn allein zu lassen, machte sich's in seinem Coupé ein wenig bequem und fing an zu lesen.

*

„Die Bevölkerung der niederdeutschen Länder befand sich um den Beginn des dreizehnten Jahrhunderts in der seltsamsten geistigen Verfassung. Der Frömmigkeitstrieb und Drang gegen die Ungläubigen war durch die vielen fruchtlosen Versuche, das heilige Land wieder zu gewinnen, zu einer Art von Volkskrankheit geworden. In Niedersachsen gab es Städte und Dörfer, wo religiöse Hysterie sich in Vorfällen äußerte, die alle Freunde der öffentlichen Ordnung aufs Außerste befremden mußten. Tausende von Frauen und Männern empfanden, da der Herr hüllenlos am Kreuze gestorben sei, plötzlich und zugleich, ihr Verhülltsein als eine Schmach und rannten nackt, jedoch im tiefsten Schweigen verharrend, über Gassen und Plätze.

Am meisten waren es die jugendlichen Gemüther, von denen religiöse Empfindungen und Wünsche mit selten erhörter Gewalt Besitz ergriffen, junge Menschen, deren Phantasie mit Berichten von heidnischen Greueln, von christlichen Heldentaten und göttlichen Wunderzeichen sich nährte, während sie vielleicht bei der Mutter daheim neugierig und in erwachenden Ängsten Vater oder Brüder aus fernen Ländern zurück erwarteten. Über die westlichen Grenzen drang die Nachricht vom Auftreten des heiligen Knaben Stephan, unter dessen Führung Tausende von französischen Kindern sich anschickten über die Alpen zu ziehen, um in Italien die See und so das heilige Land zu erreichen. Man wiederholte sich die Worte, die Papst Innocenz der Dritte vor einer großen Versammlung von Gläubigen gesprochen hatte: Diese Kinder beschämen uns. Während wir schlafen, ziehen sie fröhlich aus, um das heilige Land zu erobern.

Bald begannen auch in Deutschland die Vorbereitungen zu einer gleichen Unternehmung. Kreuzprediger erschienen in den am Rhein gelegenen Strichen, die in Frankreich ihr Werk getan hatten, und redeten auf den freien Plätzen der Städte, auf Brücken und an den Heerstraßen. Häufige Wallfahrten gaben treffliche Gelegenheit zu Nachricht und Verabredung.

In der Trierer Gegend erstand in der Gestalt des Knaben Nikolaus den jugendlichen Schwärmern ein Führer. Er predigte vor der Gemeinde seines Dörfchens und dann vor Tausenden, wunderkräftige Heilungen gelangen ihm, er erkannte sich als den Berufenen. Zweifelhafte Volk, das jenseits der Grenzen nicht mehr rechtzeitig gekommen war, und in dessen Wünschen es daher lag, in Deutschland eine gleiche Gelegenheit zu Bereicherung und unsauberem Treiben herbeizuführen, war eifrig um die Ausbreitung seines Ruhmes bemüht. Es wurde vor ihm her verkündet, er habe von Gott dem Höchsten den besondern Auftrag empfangen, in Jerusalem ein Friedensreich aufzurichten; er werde zum Zeichen seiner Gottesgesandtschaft trockenen Fußes das Meer durchschreiten.

Der Zuzug von Knaben und Mädchen war bald ein ungeheurer. In kleinen Scharen näherten sich die Kinder eifertig dem Wundertäter, begleitet von den Wünschen und unklaren Gedanken ihrer Eltern und erwachsenen Dorfgenossen. Die niederrheinische Gegend gab ihre ganze Jugend her. Wie eine riesige Vision schwebte vor dem nordwestlichen Deutschland das ferne Bild des Holzkreuzes von der Gestalt eines lateinischen T, mit dem der Knabe Nikolaus seinen Wagen geschmückt hatte.

Das Schauerliche und Geheimnisvolle dieser Vorgänge, die den Eindruck gewähren, als ziehe ein verderblicher Magnet aus weiter Ferne eine Anzahl winziger und wehrloser Körper zu sich her, wird nicht gemindert durch die Erwägung, daß all dies möglicherweise, ja wahrscheinlich, einer ganz bestimmten, im Dunkeln wirkenden menschlichen Gemeinschaft zur Erreichung ihrer sehr niedrigen Ziele diene. Die Furchtbarkeit des Anblicks bleibt dieselbe, auch wenn wir ahnen oder wissen, daß aus südlicher Verborgenheit die assassinische Sekte und ihr Herr, der Alte vom Berg, seinen Arm ausreckte, um die Tausende nichts ahnender Geschöpfe an sich zu nehmen und zu zerpressen.

Man zog um die Mitte des Sommers über die Alpen; es war nicht zu warm und ein freundliches Geschick schien die Straßen zu bereiten. Innerhalb der unermesslichen Schar schlossen sich, des verbindenden Zieles ungeachtet, die Kinder derselben Landschaft und die Kinder desselben Dorfes enger zusammen. Und so sahen zwei bergische Knaben in den Nächten vom selben Fleck Erde in den Sternenhimmel hinauf, die oft als Hirten, von ihren Tieren umgeben, in der Heimat auf demselben Fleck zusammengelegen waren.

Sie erlebten die gleiche zarte Hinnneigung zur Natur und die gleiche Knabenhaft unbestimmte Sehnsucht, mit welcher die Heimat in nächtlicher Stille sie beschenkt hatte, all die Regungen, die den Bauernkindern durch gleichförmige Arbeit und Ermüdungen so vorzeitig genommen zu werden pflegen. Staunend und wie traumbefangen erlebten die beiden Dreizehn- und Vierzehnjährigen die fromme Fahrt, obgleich bei Ludwig, dem Jüngeren, und im Geiste Klareren, die Vorstellung von Zweck und Größe der Unternehmung auch wiederum nicht fehlte. Und eine Stunde von mächtiger Gewalt war es für Beide, als sie, die längere Zeit mit einer kleinen Schar von Nachzüglern hinter der Menge zurückgeblieben waren, zum ersten Male und von allen zugleich das Kreuzzugslied singen hörten.

Man erreichte an einem milden und goldenen Abend die Höhe des Brennerpasses, und wie nun die Vorderen das abfallende Gelände vor sich sahen, da war ihnen nicht anders zu Mute, als erblickten sie den mühelosen Zugang zum ersehnten Ziel. Ein Gesang von vielen tausend Stimmen brach sich hell und mächtig an den Bergen und hohen Felsen; Viele wurden zu jugendlichen Tränen gerührt. Die beiden Knaben, die das Lied niemals gelernt hatten, konnten es dennoch sogleich mitsingen, und dies schien ihnen

wie so vieles in jenen Tagen die Sache von Begnadeten und Auserwählten zu sein. Dreimal wurde das Lied wiederholt. Die vier Priester, die mit Nikolaus zogen, begannen die ersten Worte zu singen; wie ein hell jauchzender Sturm fielen tausend junge Stimmen ein.

Nu waltet hin geliche,
Daz wir das Himelriche
Erwerben sicherliche
Bei duldiglicher Zehr,
Gott will mit Heldes Handen
Dort rächen seinen Anden,
Sieh, Schar von mangan Landen,
Den heilig Geist her.

Das Lachen und Späßereißn des mitziehenden Gefindels wurde übertönt.

In derselben Nacht, als die Knaben Ludwig und Kaspar nahe beieinander lagen, wie bereit zu Schlafen, erfaßten sie, ohne miteinander zu sprechen, sich an den Händen. Sie verharreten so eine längere Zeit und hörten auf die Geräusche, die aus einem unsern aufgeschlagenen Zelte herausdrangen. Ihre Herzen waren so rein gesinnt und auch ihr Geist noch viel zu jugendlich gerichtet, um das Klingen des Trinkgeschirrs, das Aufstoßen umgestürzter Würfelbecher und das Kreischen der Weiber als frevelhaften Lärm zu deuten. Sie wußten nichts davon,

daß in Dutzenden von Zelten französische Dirnen und böhmische Falschspieler an der Arbeit waren und mit jeder Bewegung und jedem listigen Blick die Kinder und kindlich frommen Überzeugungen verhöhnnten.

Ebenfalls am Rande des Lagers, jedoch noch ein wenig entfernter, unter einem überhängenden Felsen, lag im Übrigen ein Mann, der alle diese Umstände überblickte, ein Mann von beweglichem und innigem Gemüt, großäugig und gütig, der in eben dieser Nacht den Entschluß faßte, den ungeheueren Widerspruch, welcher zwischen dem ursprünglichen Geist der Unternehmung und ihrer wirklichen Form und Zukunft klaste, durch ein großes Gedicht den Nachlebenden zu überliefern. Es entstand nicht nur der Plan zu dieser Dichtung in ihm, sondern auch eine große Anzahl von schönen Versen und treffenden Wendungen, mit denen er gewisse Stellen seines Werkes rührender und erhebender zu gestalten dachte. Allein dieser Mann, der, in den braunen, dicken Mantel gewickelt, so friedlich und sinnend unter seinem Felsdach lag, wurde kaum drei Wochen später unweit von Genua getötet, verstümmelt und am Wege liegen gelassen, aus Anlaß eines Wortstreites, dessen sich keiner der Mörder hernach mehr recht erinnern konnte . . .

In jener selben Nacht, einer klaren Alpen-

mondnacht, hatten die beiden Knaben das seltsamste Gespräch. Durch das Ungewöhnliche ihrer Lage hervorgetrieben, erschien das in der Heimat mit geringerem Bewußtsein Durchlebte glänzender, erhabener und gestaltenvoller vor ihrem Geiste. Umgeben von all den Tausenden unreifer und überreifer Geschöpfe durchlebten sie ihre erste Jünglingsnacht. Sie sahen mit wachen, erfassenden Augen die Sterne und bevölkerten, spielend und doch in tiefem Ernst, die unendlichen Räume mit den Gestalten der biblischen Apokalypse, deren, in jener Zeit gesprächsweise viel gebrauchte Worte ihnen zum ersten Male nicht nur leere Formeln gaben, sondern Gegenstand und Symbol. Und es waren die ersten, mit Schauern genossenen Ahnungen vom Schicksal der Welt, von Notwendigkeit und allgemeinem Zusammenhang, die sie sich dann stoßend und in ungeschickten Worten mitzuteilen suchten, Hand in Hand daliegend, ihre Stimmen nur wenig dämpfend. Zuletzt aber schmolz, auf eine fast einfältige und recht kindliche Art ihre Sehnsucht nach christlicher Erlösung, nach dem Erfassen und Austrinken der unermesslichen Räume, nach einem unbestimmten wundervollen Etwas — schmolz zu einem weichen Verlangen nach ihrer schlichten bergischen Heimat, die so wenig Wunder barg, aber nun einmal ihre Heimat war.

Und hätte der Mann im braunen, wolligen Mantel, der unter dem Felsen lag, sie belauscht, er hätte dieses Sichselbstwiederfinden im engsten Bezirk wohlverstanden, er hätte vielleicht in den zwei Kindern seine nächsten Brüder im Geiste lieb gehabt.

Ein Frauenzimmer in rotem Rock strich in der Nähe umher und stieg vorsichtig über alle Daliegenden. Als sie vor den Knaben stand, die eng aneinandergedrückt und deren Hände verschlungen waren, lachte sie laut und sagte etwas, das in seiner Schmutzigkeit von keinem der Kinder verstanden werden konnte. Die Beiden rührten sich nicht; da ließ die Frau den Schein einer kleinen Laterne, die sie bisher abgewandt gehalten hatte, plötzlich aufblitzen und beleuchtete die Ruhenden.

Sie betrachtete, auch selbst von der Laterne bestrahlt, aus heftig und frech blickenden Augen Kaspars schönes Knabenantlitz, das von hellen Locken umgeben war, dann nahm sie, mit einer sonderbar hastigen Bewegung, ihr Kleid zusammen, beugte sich, setzte die klirrende Laterne auf den Boden und warf sich über Kaspar, so daß ihre Brust auf seiner Brust lag. Sie fuhr ihm mit beiden Händen blitzschnell über die Stirn, griff ihm in die Haare, daß es weh tat, und erfaßte seinen Mund mit ihren Lippen.

Kaspar, der sich über die schwere Last und den ganzen, wie ihm schien, sehr albernen Überfall

ärgerte, stieß die aufgeregte Frau von sich weg und gab ihr noch einen Schlag, der nicht notwendig gewesen wäre. Er hatte von seiner natürlichen Robheit darum nichts eingeblüßt, weil am gleichen Abend die Schauer des ersten Erkennens über ihn hinweggegangen waren.

Als die Frau fort war, sprachen die Beiden kaum mehr ein paar notdürftige Worte über das, was vorgefallen, sie waren müde und suchten sich auf ihren Decken, jedoch immer noch Hand in Hand, die bequemste Lage. Aber Ludwig, der jüngere, kräftiger und dunkler von Haar und Hautfarbe und nicht so morgendlich schön wie sein Freund, erblickte dennoch, bereits im Halbtraum, die erlebte Szene zum zweiten Male: ‚Wie sonderbar sie ihn angesehen hat,‘ dachte er. Und es tauchte dämmerig die Vorstellung in ihm auf, daß Kaspar vom ferneren Leben viel Gefährliches zu erwarten habe . . . Dann aber fiel ihm, wie nicht selten zu dieser Stunde, seine schöne, rot und schwarz gefärbte Leittuh ein und ihr nächtlicher Lieblingsplatz, an dem sie jetzt sicherlich wieder lag, er dachte an einen Teich, wo man Wasserrosen fand, er wurde weich, hätte beinahe geweint und schlief ein.

Es war spät in der Nacht, und der Himmel hatte sich mit schweren, dunklen Wolken bezogen,

die den Mond verdeckten, als eine lederbezogene Männerfaust, im Dunkeln tastend, Ludwig aus dem Schlafe aufriß. Eine zweite Hand umspannte seine Kehle, er hörte eine heisere Mannesstimme fremdklingende Worte flüstern, eine andere hastig antworten. Er ward vom Boden weggezerrt, Kaspar, der an ihm hing und hielt, mit emporgezogen. Ein harter Arm fuhr zwischen sie beide und brach die Kette ihrer verschlungenen Hände, wie man einen morschen Ast bricht. Schleifende Schritte entfernten sich . . .

Kaspar, kaum seiner Kehle wieder mächtig, versuchte zu schreien, brachte aber nur ein krampfhaftes Gurgeln hervor. Er sprang auf, griff vor sich her in die stockdunkle Nacht und eilte in der Richtung, aus der er jetzt Pferdegetrappel vernahm. Er stieß, in rasendem und verzweifeltem Lauf, mit der Stirn hart wider einen Felsblock und schrie, nun plötzlich seiner Stimme wieder gebietend, den Namen seines Freundes und sinnlose Worte in die Nacht . . .

*

„Wäre doch nett gewesen das fertig zu machen,“ dachte Urlus.

Man verließ bald darauf den Zug und bestieg einen Wagen.

Urlus wurde beim zweiten Kugelwechsel getroffen; die Kugel durchquerte seine Brust, kam unterm Schulterblatt wieder heraus und traf noch einen dicken Baum, der einige Schritte entfernt war.

„Ein Lungenschuß,“ sagte der Doktor zu dem jungen Weiß, der einigermaßen hilflos daneben stand.

Hermann verlor zunächst nicht das Bewußtsein, allein er hatte Mühe zu atmen, fühlte, daß etwas Schaumartiges ihm auf die Lippen trat, und mußte zwei- dreimal husten, was ihm große Schmerzen verursachte.

Er schloß, von einem Schwindel befallen, seine Augen und erwachte erst wieder in einem mäßig großen, halbdunklen Raum, den er, sofort bei klarer Besinnung, als ein Hotelzimmer erkannte.

Er bemerkte, daß er halb sitzend in seinem Bette untergebracht war und versuchte unwillkürlich, sich aus dieser wenig bequemen Lage zu

befreien. Dabei fühlte er jedoch einen stechenden Schmerz in der Brust, und als er nach der Stelle griff, bemerkte er einen Verband von außerordentlichem Umfang.

„Ah, man hat operiert,“ dachte er. „Der Doktor sagte: Lungenschuß. Was tut man da? Man unterbindet die blutenden Gefäße und näht die Lunge. Ja, man näht sie einfach wie einen alten Lappen. Aber es hilft natürlich nichts. Das Ende ist eine kleine Thrombose und eine kleine Blutvergiftung. Immerhin, momentan geht mir's ja ausgezeichnet.“

Er fühlte sich wirklich nur ein wenig matt, fieberfrei und eigentlich ganz wohl.

Aus einem Sessel erhob sich die hohe schlanke Gestalt einer Frau.

„Oh,“ sagte die schwarzgekleidete, blondhaarige Dame, „der Herr wacht, das ist gut; nein, — nicht sprechen, nicht sprechen.“

„Bitte, mein Fräulein,“ sagte Urlus höflich, aber es fiel ihm wirklich selber auf, daß seine Stimme verändert klang, „wissen Sie, ob das Telegramm besorgt worden ist . . .?“

„An Professor Rauffmann, gewiß. Herr Sanitätsrat Weber hat es mir noch ausdrücklich mitgeteilt. Aber nein, nein, bitte nicht sprechen.“

„Liebes Fräulein,“ antwortete Urlus lächelnd, „das ist ja ganz einerlei. Sie wissen doch auch,

daß nichts zu tun ist. Ich bitte Sie — ein Lungenschuß. Wann ist das Telegramm abgegangen?“

„Heute früh, sogleich . . .“

„Wieviel Uhr jetzt?“

„Halb neun.“

„Abend? Dank schön.“

„Es war jemand da und hat nach Ihnen gefragt, Herr Doktor, ein Herr Weiß.“

„Ach ja, nun, wenn er wieder anfragt, behaupten Sie einfach, ich schlafe noch.“

Dann fiel ihm etwas Anderes ein. „Sagen Sie Fräulein, hat man das auch richtig besorgt: ich habe ein großes D vor die Depesche gesetzt. Das heißt: dringend. Sie werden mir zugeben, daß ich damit recht hatte.“

Die Diakonissin wandte ihm stumm, mit einem vorwurfsvollen Blick, ihr junges, hübsches Gesicht zu.

„Ach so,“ sagte sich Hermann, „ich mache mich da über etwas lustig, was mit ihrem Beruf zusammenhängt. Es ist ihr Beruf, die Leute sterben zu sehen . . .“

Nein, er fühlte durchaus kein Unbehagen. Die starken Blutungen hatten ihn erschöpft, aber der Zustand war angenehm, er kannte einen ähnlichen noch recht gut aus seiner Sturm- und Brausezeit. Wenn man des morgens um fünf,

sechs nach Hause kam, ohne Schlafbedürfnis, dann überströmte einen dieses wunderliche Wohlgefühl vermisch mit einer willkommenen Schwäche: gewisse leichte Bewegungen vollführte man mit Bewußtsein, ein Drehen des Kopfes, ein Heben der Hand . . .

Die Diakonissin trat zu ihm her, eine Tablette in der Hand.

„Vielleicht nehmen Sie ein wenig Zwieback mit Milch, Herr Doktor,“ sagte sie mit ihrer wohlklingenden Stimme, „oder darf ich Ihnen ein Ei zurecht machen? Auch Wein ist erlaubt.“

„Ja, bitte Wein,“ sagte Urlus.

Das Mädchen nahm eine zierliche Karaffe und goß roten Wein in ein winziges Gläschen.

Die Thür ging auf und der Doktor kam herein. Es war noch der Herr, den die Sekundanten besorgt hatten, und der dabei gewesen war, als Hermann getroffen wurde.

„Ah, nun wird ja alles gut,“ rief er, begrüßte mit einem etwas vorsichtigen Gruß Hermanns Hand und gab sich redliche Mühe, ein vergnügtes und zuversichtliches Wesen an den Tag zu legen.

„Sie sind sehr freundlich, Herr Sanitätsrat,“ sagte Urlus zuletzt, „aber es wäre doch viel praktischer, Sie würden mir möglichst genau Tag und Stunde mittheilen . . . Ich erwarte einen

Freund und würde gerne noch möglichst lang mit ihm plaudern.“

„Plaudern?“ sagte der Sanitätsrat, „das lassen wir doch lieber sein. Die Lunge ist nicht ganz unverletzt.“

„Gewiß.“ Urlaub wollte sich lebhaft aufrichten, ließ das aber gleich wieder sein. „Eines wollte ich fragen: man hat operiert, die Lunge genäht und so weiter, war das absolut nötig? War keine Aussicht, daß die Blutung von selber stehen bliebe? Ich meine — wie sagt man? — durch Blutproppen, auf natürliche Weise hätten sich die Gefäße vielleicht ganz von selbst wieder verschlossen . . .?“

„Leider nein. Nach Art der Verwundung war das nicht anzunehmen . . .“

Der Sanitätsrat fing an, sich Hermann gegenüber freier auszusprechen. Er hatte bald ein Gefühl, als unterhielte er sich mit einem Kollegen über einen sachlich interessanten Fall, und so kam es, daß Hermann nach fünf oder zehn Minuten über den Tag und die Stunde, die er hatte genannt haben wollen, ziemlich genau unterrichtet war.

„Also wenn es sehr gut geht, erst übermorgen,“ dachte er. „Wenn nur Guido morgen früh da ist.“

„Also Sie wissen,“ sagte der Arzt zu der

Schwester, „viel frische Luft, halbsitzende Stellung, Wein, Ei, Tee, — Limonade oder Fruchteis, wenn Durst eintritt. Fieber war ja nicht da?“

„Nein, Herr Sanitätsrat, siebenunddreißig zwei.“

Der Doktor verabschiedete sich höflich.

Die blonde Diakonissin setzte sich ans Fenster und sah auf die Gasse hinaus.

„Draußen sind die Laternen angezündet,“ dachte Hermann. „Die Gassen sind schummrig. Durch den durchbrochenen Kirchturm scheint der halbe Mond. Unter den Haustüren stehen die Pärchen und reden und lachen. Es sind lauter junge Leute.“

Und hier überkam Hermann ein so wunderliches, süßes und trauriges Gefühl, daß er weinte. Er hob den linken Arm, den er sehr gut bewegen konnte, und trocknete sich die Augen mit dem Tüchlein.

Es war, so schien es ihm, ein Gefühl, das man nur dem Heimweh vergleichen konnte. Es war ganz einfach Wehmut — eine Wehmut, kein Widerstreben! — weil es nun aus diesem einfachen und heitern Menschentreiben fortging, das er, so lange schon, gar nicht mehr heiter und nicht mehr einfach gefunden hatte, und das ihm nun doch verlockend und spielerisch schön vorkam . . .

Es klopfte leise; die Diakonissin stand mit einer weichen und beschwichtigenden Bewegung auf, ging zur Thür und nahm durch einen Spalt ein Papier entgegen.

„Es ist das Abendblatt, Herr Doktor, der Hotelier schickt es.“

„Ja, Kindchen,“ sagte Urlus, „lesen Sie mir nur ein bißchen vor.“ Und mit einem Lächeln fügte er hinzu: „Zuerst die Theaternachricht — nein, nein, weiter hinten, unter dem großen Handelsbericht. Ja fangen Sie nur bei Mache an.“

Man spielte in diesen Tagen die „Teresa“ in Mannheim.

„So,“ dachte er, „das ist recht. In Mannheim ist's immer gesteckt voll, die Mannheimer sind rein theaterwütig. Das bekommt nun schon die kleine Blanche . . .“

Der Name weckte in seinem Innern keinen Widerhall, kaum mehr recht eine Erinnerung.

„So, danke, und nun auf der ersten Seite die politischen Telegramme.“

„In Venezuela . . .“

„Nein, nein . . .“

„Der preussische Landtag wird Anfangs des nächsten Monats durch eine Thronrede Seiner Majestät eröffnet werden. Man erwartet bedeutungsvolle Aufschlüsse . . .“

„Anfang des nächsten Monats?“ wiederholte sich Hermann und er sagte: „So Fräulein, legen Sie die langweilige Zeitung weg, und geben Sie mir einen Kuß.“

Sie beugte sich rasch zu ihm herab und machte fast Miene ihn zu umfassen. Ihre Brust berührte seinen Arm, den er schützend über den Verband hielt.

„Nein, nur auf die Stirn,“ sagte er lächelnd, aber dann zog er ihren Kopf näher zu sich her, küßte sie selbst tief in das schöne blonde Haar und sog mit dem strengen und süßen Duft einen Hauch des jungen Lebens in sich hinein.

„Verzeih,“ sagt er, „ich rieche so nach Jodoform; ich kann nichts dafür.“

Im Verlauf der Nacht jedoch wurde er von einem fürchterlichen Albdruck heimgesucht.

Er war, wie so oft in Träumen, zugleich Einer, der erlebte und ein Anderer, der sah. Auf der rechten Seite seiner Brust erblickte er ein regelmäßig zusammengefaltetes Zeitungsblatt, und er wußte gleich, daß es die Abendnummer vom Tag seines Begräbnißes war.

Nach einer kurzen Weile senkte sich aus dunkler Luft ein zweites Blatt auf ihn herab und legte sich genau auf das erste.

„Das Morgenblatt,“ dachte er träumend, „das zweite Morgenblatt, und wieder das Abendblatt.“

Er fing an, die Last zu spüren, die Zeitungen häuften sich zu einem rechtwinkligen Block. Und unerbittlich kamen sie in taktmäßigen, ganz vernünftig abgemessenen Zwischenräumen.

Seine Brust schmerzte von dem fürchterlichen Turm aus Papier und immer kamen noch neue Schichten. Der Druck wurde unerträglich, der Turm wuchs bis in den Himmel . . .

Hermann schrie wild auf. Das Mädchen war an seiner Seite und ergriff zart seine Hand. Es war das einzige Mal vielleicht, daß ihm graute.

„Steck auch die andere Lampe an, Kindchen,“ sagte er, „und nimm von der kleinen dort den grünen Schirm weg . . .“

Aber bereits nach Verlauf einer kleinen halben Stunde war er wieder eingeschlafen, und diesmal war es kein ruhiger Schlummer. Er träumte nicht, nur einmal glaubte er, Guidos Gesicht zu sehen.

Als Hermann aufwachte, sah er Guido, der an seinem Bette saß und im Stuhle eingeschlummert war. Die Diaconessin war nicht mehr im Zimmer.

Guido sah nicht gut aus; die eilige Fahrt, der versäumte Schlaf und wahrscheinlich die Sorge hatten ihn bleich gemacht. Seine Lider hingen schlaff herab, sein Mund zuckte, seine Finger bewegten sich unruhig auf der Decke, die über seine Kniee gebreitet war.

Das Zimmer erschien grau und dunstig im schwachen Morgenlicht; die elektrische Lampe, welche man nicht abgedreht hatte, glänzte her wie ein häßliches Auge . . .

Ja, in der Nacht, als ihn die Vision quälte, hatte Urlns etwas wie ein Grauen gefühlt, aber jetzt, das war etwas anderes . . . Jetzt überkam ihn mit einer unerhörten Gewalt die Lust am Dasein, die Sehnsucht nach dem Dasein, darin er diesen Einen Menschen, den er liebte, zurücklassen sollte. Er hörte nicht auf, Guido

zu betrachten; die Stirn, hinter der sein Namen inniger gedacht worden war, als von irgend Einem sonst, die Rippen, die für ihn besonders gesprochen hatten, die Augen, die für ihn besonders geblickt hatten, die Hände, die immer bereit gewesen waren, ihn zu schützen.

„Troßt der Welt,“ dachte er, „Troßt der Welt! Wenn ich mir's recht überlege, ich sterbe gut, sehr gut, — bei ihm. Gleich wird er die Augen aufschlagen und bei mir wachen, bis ich dann einschlafe . . . Wer hat es so gut, daß ihm die einzig geliebten Hände zum letztenmal das Kissen zurecht streichen? Mein Gott, Darius ließ dreihundert Perser begraben, — lebendig — begraben. Nein, zu klagen gibt es nichts für mich. Was setzt mich denn in Erstaunen? Die längste Nachtwache nimmt ein Ende; Guido ist eingeschlafen, ich nie. Jetzt stirbt mein Kranker, und der Wärter kann nach Hause gehen.“

Er bemerkte, daß Guido am Aufwachen war.

„Nicht wahr, mein alter Zunge,“ sagte Herrmann, „jetzt kann der Wärter nach Hause gehen?“

„Bist du mir böse,“ fragte Guido, ohne noch ganz bei Sinnen zu sein, „bist du mir sehr böse, daß ich geschlafen habe?“

„Mein Zunge, mein lieber Zunge, wie froh bin ich, daß du gekommen bist, setz dich ganz nahe zu mir. Komm.“

„Ja,“ sagte Guido, „aber du darfst nicht viel sprechen, bitte, damit die Heilung rascher geht.“

„Nein, heute mußt du schon bessere Witze mit mir machen . . . Die Zeit ist ziemlich knapp; dein kleiner Herr Findeisen schießt gut.“

Guido sah ihn fest an, sehr fest, mit etwas krampfhaft starrem Gesicht, und dann passierte es, daß, ohne daß er seine Haltung veränderte, große Tränen über seine Wangen herabließen.

„Guido, alter Junge, ich weiß nicht, was das mit uns Beiden neuerdings ist, wir hören ja gar nicht mehr auf mit dem Weinen! Das heißt, bei dir weiß ich's nicht so genau, aber mein Rissen jedenfalls ist noch naß von gestern Abend.“

Hier glitt Guido vom Bettrand herunter, lag auf den Knien und weinte in Hermanns Hand, die schlaff dalag.

Hermann hob den linken Arm, den er ja sehr gut bewegen konnte, und strich Guido sacht übers Haar. Aber da er sich quer über die Brust greifen mußte, wurde die Wunde zusammengedrückt, und es tat sehr weh.

Er schrie leise auf und Guido fuhr in die Höhe. Die Thür öffnete sich und die Diakonistin trat ein. Sie blickte einen Augenblick her, sagte einen leisen Gruß und machte sich in irgend einer Ecke zu schaffen.

Hermann fand das hübsch von ihr. Endlich kam das Mädchen näher.

„Oh, Sie sehen wohl aus, Herr Doktor,“ sagte sie, „wirklich fast blühend.“

„Soll ich nicht?“ fragte er lächelnd.

„Was darf ich bringen? Es ist gleich vier Uhr.“

„Oh Tee, Tee, wie an anderen Tagen. Wir sind ja gesund.“

„Bei Gott,“ sagte Urlus später, als er mit Guido allein war, „ich habe kein Gefühl von dem, was kommen soll. Mit Heldentum hat das wenig genug zu schaffen, es ist ganz kommuner Phantasiemangel.“

Guido sah jetzt gefaßt und beinahe heiter aus.

„Nun Hermann, natürlich ist ja keine Rede von irgend einem Exitus, aber was den Phantasiemangel anbetrifft . . . weißt du, während ich die Kriegsgöttin da malte — ich habe dir wohl davon geschrieben? — da kam es mir zum ersten Male bei, mich auf dergleichen Untersuchungen einzulassen und — weißt du — ich glaube: wenn einer in der Schlacht um sich haut wie ein Teufel, oder mit Seelenruhe durch das Gewühl reitet, dann tut er es auch nur deshalb, weil er sich absolut nicht vorstellen kann, daß er wie Andere einen Partisanenhieb oder dergleichen über den Kopf bekommen sollte . . .“

„Dann habe ich wahrhaftig das Zeug zu einem großartigen Helden. Vorstellen kann ich mir gar nichts, jedenfalls nicht, so lange mir's so gut geht wie eben jetzt. Gib mir doch das Glas mit der Drangeade, bitte.“

„Ja, hier,“ sagte Guido, nahm das Glas und rührte den Zucker auf, der sich gesetzt hatte, „und du sollst nicht so viel reden.“

Er griff zart unter die Kopfskissen, richtete Hermanns Oberkörper noch ein wenig mehr in die Höhe und gab ihm zu trinken.

Plötzlich zog Hermann seinen Kopf ein wenig zurück und hustete. Es trat etwas Blut auf die Lippen.

Guido wurde totenblaß, als er das sah.

„Ich bitte dich, Guido, sei doch kein Kind.“ Hermann führte das Tüchlein zum Mund. „Das gehört leider mit dazu.“

Guidos Augen begannen sich wieder mit Tränen zu füllen, unaufhaltsam. Seine Lippen formten lautlose Worte.

„Was willst du sagen?“ Hermann brachte das ziemlich mühsam hervor.

„Nichts, nichts.“

„Also was?“

„Blanche Findeisen war das nicht wert, wollte ich sagen.“

„Blanche Findeisen?“ Urlus versuchte vor-

sichtig zu lachen. „Du glaubst also wirklich, daß es Blanche Findeisens . . .? Ach, Lieber, nein; die Sache ist ja viel einfacher. Ein Krankenwächter geht schlafen, weil es mit dem Kranken endlich vorbei ist . . .“

Guido sah ihn fragend und unsicher an.

„Ach, glaubst du, es sei ein Vergnügen, wenn Einer immerfort sehen muß, wie jedes Kind mehr wirkliches Leben hat als er selber . . . Da war zum Beispiel die kleine Findeisen, Blanchés Schwester . . .“

Guido hatte einen Moment den Gedanken, Hermann sei nicht bei ganz klarem Verstand. Allein der erste Blick auf Stirn und Augen mußte zeigen, daß es anders war.

„Du darfst nicht so viel sprechen.“

„Still Guido, du bist langweilig. Nicht wahr, Herr Doktor“ — und dies rief er dem eintretenden Arzt entgegen — „ich kann mich doch jetzt unterhalten, so viel ich nur mag? Es schadet nichts mehr. Du mußt wissen, Guido, daß die Sache auf eine eigenartige Weise zu Ende gehen wird. Ich beherberge nämlich momentan gewisse Ansammlungen von Blutkörperchen in mir, ziemlich fest geballt und sehr tatkräftig. Plötzlich, kein Mensch kann freilich sagen in welcher Minute, wird so ein Ding fortgerissen und mir direkt ins Herz geschleudert . . . Aus. —

Stimmt es nicht, Doktor? Und darf ich mich nicht unterhalten?“

„Nun ja,“ sagte der Doktor bedrückt, „übrigens haben Sie jetzt doch Fieber.“

„Was macht das aus? Ich bitte Sie. Und viel ist es nicht.“

Wiederum später fragte Guido: „Und nach Blanche, nach Blanche Findeisen hast du gar kein Verlangen? Ich meine nur . . .“

„Nach Blanche, warum denn nach Blanche? Weil ich zufällig ihretwegen . . . Und nicht wahr, auch wenn ich wollte . . . Ich würde doch wohl kein letztes Wiedersehen arrangieren.“

„Ich verstehe,“ erwiderte Guido, mit einem traurigen Lächeln, „Szenen vermeiden . . .“

„Ja, mein Alter, Szenen vermeiden. Man verliert doch seinen Geschmack nicht deshalb, weil man in zehn oder fünf Stunden fort soll. Man verliert überhaupt nichts durch solche Begebnisse.“

„Ausgenommen das Leben — ausgenommen das Leben —“ sagte Guido.

Das fand Hermann entzückend. „Famos Guido! Das ist Shakespeare. Jetzt gefällst du mir auch wieder ganz. Abschied wollt ihr von mir nehmen, fragt Hamlet, ich wüßte nicht, was ihr lieber von mir nehmen könntet. Ausgenommen mein Leben . . . Das ist ausgezeichnet, Guido.“

„Und dann, nebenbei,“ fügte er leise hinzu: „du sprachst von Blanche, — du meinst, ich habe sie sehr geliebt. Nun, vielleicht. Aber im Grunde, weißt du, so ganz im Grunde, habe ich nur einen einzigen Menschen geliebt, das kann ich dir hiermit feierlich erklären.“

Sie sahen sich an und nun geschah etwas, was nie in all den vergangenen Jahren geschehen war, eine Sache, die nur zu denken ihnen beiden zu jeder Minute recht lächerlich gewesen wäre . . .

Guido erhob sich, beugte sich über den Kranken und küßte ihn. Er küßte ihn auf den Mund, heiß und fest, auf die armen blassen Lippen. Er sog mit Wonne und Entsetzen den Blutgeschmack ein, der ihnen anhaftete. Er hielt ängstlich den Kopf zurück, um Hermann nicht zu pressen, und wühlte sich mit seinen Lippen, nur mit den Lippen, in diesen todesbleichen Mund. Es war ein Krampf, eine übergroße Anstrengung der paar armseligen Muskeln, unfähig all das auszudrücken, was ein Leben in diesem Herzen an namenloser Hingebung und Treue aufgespeichert hatte.

Hermann, der kraftlos unter dem rasenden Kusse lag, wußte sehr genau, was er bedeutete. Er vermochte ihn nicht so zu erwidern, wie er hätte tun mögen. Aber er sah Guido hernach mit einem Blicke an, der ziemlich viel sagte.

Unter diesem Blick verlor Guido seine letzte Beherrschung, seine Vorsätze, alles. Er sank nieder, schlug mit den Zähnen auf die Kante des Bettes und biß im ungeheuersten Schmerz in das Holz, mit gerungenen Händen und von krampfzigem Schluchzen durch und durch erschüttert.

Endlich erhob er sich und ging wankend und bei jedem zweiten Schritt in den Knien einknickend, zur Thür hinaus.

Die Diakonissin, die draußen gewartet hatte, trat ein und fand Urlus unbeweglich daliegen; die linke Hand hielt er über sein Gesicht.

Nach einer Stunde, als Guido wieder kam, hatte sich das Fieber ein wenig gesteigert, aber Hermann fühlte sich noch immer ganz wohl. Er sprach viel und lebhaft; übrigens war es zwei Stunden ehe er starb . . .

„Siehst du Guido, das ist das Romische; man glaubt doch immer, so ein Tag wie heute, das sei nun etwas Großes. Aber wirklich, — man kommt der Sache immer mehr auf den Grund — die großen Momente fallen mit den Erlebnissen nicht zusammen.

„Du lieber Gott, man geht vielleicht auf der Straße und sieht einen kleinen Hund da stehen, der anfängt freudig zu wedeln, ohne daß eine nähere Bekanntschaft vorläge; man trifft in Paris oder in Dingsda, wo man sich erholungs-

halber aufhält, irgend einen verbummelten Seig-
neur, der die russische Revolution mitgemacht hat
oder Schmuggler war und trinkt mit dem, bis
es Tag ist und läßt sich erzählen; man sieht
vielleicht auch eine junge Dame auf ihrem Stuhle
liegen und sich auf einen braunen, harten Kinder-
arm stützen . . .“

„Ich weiß einen Bers,“ sagte Guido. „Du
sollst raten, von wem er ist. Hör zu.

Ein Ungefähr, ein Abend blau und lau,
Ein alt Stück Eisen, das verschollen klang,
Von einer fremden Frau der stolze Gang,
Ein Freundeswort vor lauter Zartheit rauh —

Das ist's vielleicht, was so dich ganz umfängt,
Daß starlaufatmend deine Brust sich schwellt,
Daß sich dein Auge tieft, dein Blick erhell't
Und all dein Blut zumal zum Herzen drängt.“

„Ist das von mir?“

„Ja. Und du hast es der kleinen Frau
Abèle aufgeschrieben nach einem von unsern Atelier-
festen, damals.“

„Abèle?“ sagte Hermann, „Abèle? Oh —
sie war reizend . . .“